XVII. Jahrg. Berlin, den 16. Januar 1909. Nr. 16.

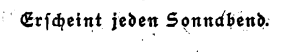


Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.



Berlin, den 16. Januar 1909.

Der Kriegsartikel.

Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mächten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver; das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben, braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit 90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Hauptsorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert sich. Armeen, wie sie

1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten 220000, bei Gravelotte 186000 Mann. Jetzt würde Deutschland 4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren in Reihe und Glied zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. Der Feldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile und Motorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesselballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour hat mehr Menschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen, die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdienst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein.

Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. Neuer Wettstreit; dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischen Westgrenze erleichtert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, hatte nur auf der Balkanseite noch eine Lücke; auch sie ist durch die Türkei, durch Serbien und Montenegro jetzt ausgefüllt worden und der Reif um Deutschland und Oesterreich auf allen Seiten geschlossen.

„Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Handels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie des Slaven gegen den Germanen, die überlieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herab-

stiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die Königsau, den Niemen, den Bug und sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen verherend und vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.

England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündigte Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee nach dem bismärckischen Rezept in Schleswig arretiren zu lassen. Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen seines Verbündeten zu einem Angriff widerstanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieser Angriff verlockender erscheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Gesellschaft guter Freunde vorzunehmen. Alle fühlen Bedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen großen Verlusten, wie vor dem rothen Gespenst, das im Hintergrund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter verwenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und die Brust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschützgießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten, haben mehr freundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen vermochten. Jeder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen, wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das eigene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich mühsam geschaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verstehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Seiten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: ‚Werden auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Ver-

bündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlage des Uebermächtigen ausgesetzt sein?‘ in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben, das schon gelockerte Schwert in die Scheide zurückfallen zu lassen. ‚Die Koalition ist fertig‘, wird von jenseits des Kanals herübergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier oder dort zu geben. Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark. Sie sollen zunächst durch inneren Zwiespalt geschwächt werden. In Oesterreich wird der Nationalitätenhader durch freundschaftliche Vorstellungen der Diplomatie, durch zum Kampf ermuthigende Abordnungen und durch die Schlachtrufe der Presse emsig geschürt. Wie in Deutschland der gleiche Zweck mit einem kurzen Zeitungartikel, mit hinterlistig zusammengestellten verjährten Anklagen zu erreichen ist, hat sich erst kürzlich gezeigt. Und doch ist für den ferneren Kampf, er mag mit den Waffen in der Hand oder mit anderen Mitteln geführt werden, wenigstens nach außen hin ein ‚einig Volk von Brüdern‘ so nöthig wie eine mächtige Armee, die von einer festen Hand geführt wird und von unbedingtem Vertrauen erfüllt ist."

Das ist der Inhalt (in den letzten drei Absätzen auch der Wortlaut) eines Artikels, der, unter dem Titel „Der Krieg in der Gegenwart", in der Deutschen Revue erschienen ist. Eines Artikels, dem starke Durchschlagskraft nicht

zuzutrauen war. Das Militärische in manchem Einzelzug klar und anschaulich dargestellt, doch in keinem neu; das Politische an den Hauptstellen aus schiefem Gesichtswinkel erschaut. Der Verfasser? Gewiß ein älterer inaktiver Offizier, der sich um die Wissenschaft der Strategie und der Taktik ernstlich bemüht, an this weak piping time of peace sich manches Jahr schon geärgert hat und der nun sichtisch aussprechen möchte, was ist. Will er warnen? Er spricht von der Versuchung, „nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen und einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen"; sagt aber nicht, ob er solche entsagende Nachgiebigkeit billigen oder tadeln würde. Ein Nebenzweck scheint, die Kritik kaiserlicher Handlungen zu entkräften. Oder wars der (klüglich verborgene) Hauptzweck? Einerlei. Der Verfasser nennt sich nicht; will also im Dunkel bleiben. Warum? Weil er fühlt, daß der Blick auf das Reichsinteresse ihm verbietet, die in dem Artikel ausgesprochene Meinung mit dem Titel eines deutschen Offiziers zu decken. Weil er als eine Stimme hörbar, nicht als ein dem deutschen Heer Angehöriger sichtbar sein will.

Er ist sichtbar geworden. Noch vor dem Artikel war der Verfasser bekannt. Graf Alfred von Schlieffen ists, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes war. Ein Offizier, der den größten Theil seiner Dienstzeit auf wichtigen Generalstabsposten verlebt, immer also für besonders tüchtig gegolten hat. Sechsundsiebenzig Jahre alt. Generaloberst mit Feldmarschallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Als Nachfolger Waldersees wurde er von Manchen laut gerühmt, von Manchen leis getadelt. Sein Wissen und Können war unbestritten; aber man fand, daß er nicht immer den rechten Gebrauch davon mache. Die moltkische Nüchternheit und Denkpräzision, hieß es, fehle ihm; seine Kritik lange allzu gern über den Gegenstand hinaus. In den von ihm vorbereiteten Manövern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Erfahrungen aber nicht zu sammeln. Kaiserliche Wünsche erfülle er allzu willig. Das gaben auch seine Freunde zu; behaupteten aber, er sei entschlossen, im Krieg selbst die winzigste Konzession zu weigern und nach dem Willen des Obersten Kriegsherrn nur da zu handeln, wo er ihm auf dem richtigen Weg scheine. Vielfach bespöttelt wurde später die Art, wie er (in einer Arbeit über die Niederlage von 1806) von Scharnhorst sprach. Das Alles entzieht sich fast völlig dem Laienurtheil. Die Rede, die Graf Schlieffen im Herbst 1905 bei der Enthüllung des dem Marschall Moltke von dem in seiner Schule erwachsenen Heer gestifteten Denkmals hielt, war nur zu loben; unterschied sich in Inhalt und Tonfarbe sehr angenehm von Allem, was wir bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt waren. Kein Paradepathos, keine Uebertreibung; ein von zärtlicher, doch

nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst' und ‚ich' kannte dieser hohe Geist nicht". Die Rede soll dem Kaiser so wenig gefallen haben, daß er dem Generalstabschef den für ihn mitgebrachten Orden nicht gab. Drei Monate danach war Graf Schlieffen verabschiedet. Der also hat den Artikel geschrieben. Der meint, wir seien in einem künftigen Krieg gegen Frankreich unserer Ueberlegenheit nicht sicher. Der sieht Deutschland und Oesterreich ungeschützt, die übrigen Mächte hinter Wall und Graben in so günstiger Stellung, daß den vom Reif Umklammerten kaum Anderes bleibt als der Entschluß zu schmiegsamer Nachgiebigkeit. Der findet Deutschlands Lage durch den Balkanstreit noch verschlechtert, Deutschlands Schlagkraft durch inneren Zwiespalt gemindert, der durch einen kurzen Zeitungartikel und durch hinterlistig zusammengestellte verjährte Anklagen bewirkt worden ist. Dieser Generaloberst schrieb die Sätze: „Der gewaltige Aufschwung seines Handels und seiner Industrie hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen." Glaubt also, daß Wilhelms oft wiederholte Versicherungen nutzlos waren und daß aufreizende Worte nicht schaden. Und hat gestattet, auf das Revueheft den Satz zu drucken: „Dieses Heft enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart', welchen der Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang der Kommandirenden Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die darin niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken." Welche Gedanken? Daß Deutschland, trotz den zwölfhundert Millionen, die es in diesem Jahr für Heer und Flotte ausgiebt, ungeschützt ist und sich gegen lästige Zumuthung nicht kraftvoll zu wehren vermag? Daß die britische Feindsäligkeit gegen das Deutsche Reich nicht zu mildern noch gar auszuroden ist? Daß wir nur einen Freund haben, einen, der von uns Hilfe verlangt, uns aber nicht helfen kann? Daß die einkreisenden Mächte auch ohne Krieg Alles, was sie wünschen konnten, auf unsere Kosten erreicht haben? Das klingt unglaublich. Dem sogar, der sich erinnert, daß der Kaiser nach der Enthüllung des Moltkedenkmals vor den Kommandirenden Generalen Worte gesprochen hat, die nie ans Licht kommen durften. An der Paradetafel im Weißen Saal sagte er dann: „In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten Generals." (So stands im offiziellen Bericht.) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräft gespannt und die Schwarzseher verbannt." Schwärzer als

Graf Schlieffen kann Keiner unsere Situation sehen. Und mit dem von Schlieffen Gesagten, so lasen wir, „decken sich die Ansichten des Kaisers durchaus".

Durchaus. Ob die so lange als Schwarzseher verV vehmten Warner sich der Kunde freuen? Am achten Januarabend lasen wir im Reichsanzeiger: „Seine Majestät der Kaiser und König hat am zweiten Januar, wie alljährlich, eine Besprechung mit den hier zur Neujahrsgratulation versammelten Kommandierenden Generalen abgehalten. Die Aeußerungen Seiner Majestät waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und hätten nicht den Gegenstand öffentlicher Kritik bilden dürfen. Trotzdem sind Nachrichten darüber in die Presse gelangt. Gegenüber den in ausländischen Blättern erschienenen Angriffen stellen wir fest, daß sich die Besprechung lediglich auf militärische Fragen bezog. Im Anschluß an eine Betrachtung der bei den letzten Manövern gemachten taktischen Erfahrungen wies Seine Majestät der Kaiser auf eine kürzlich erschienene akademische Studie hin, in der die Gestaltung des modernen Krieges und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht entwickelt sind. Die in dieser militärischen Arbeit auch enthaltenen politischen Gedanken und Ausblicke kamen in den Ausführungen des Obersten Kriegsherrn nicht in Betracht." Die Angabe, daß er auch den politischen Theil des Artikels vorgelesen habe, wird nicht bestritten; der Ausdruck ist hier fast allzu behutsam gewählt. Ist anzunehmen, daß der Kaiser nur die neun Seiten, die den Generalen längst Bekanntes wiederholten, verlesen und die zwei weggelassen hat, die beweisen sollen, daß mit einer nahen Kriegsgefahr noch nicht zu rechnen sei? Wer die militärische Lage eines Reiches prüft, muß zunächst wissen, gegen welche Feinde es sich zu rüsten hat. Das sagt Graf Schlieffen in den letzten Abschnitten seines Artikels sehr deutlich. Und diese Abschnitte, die interessantesten, soll der Kriegsherr in solcher Stunde verschwiegen haben? Uebrigens kam das Dementi (wenn man die unklare Darstellung so nennen darf) viel zu spät; von dem Wahn, ein Taxameter könne einen Eilzug, der drei Tage vorher abgegangen ist, einholen, sollten die Herren der Wilhelmstraße sich endlich trennen. Auf das Ausland wollten sie durch den Reichsanzeiger wirken. Das Ausland aber hatte schon die Thatsache verzeichnet, daß der Kaiser ohne Hoffnung auf die Noth des Reiches blickt.

Das ist das Schlimme. Alles Uebrige? Geschwätz, das den Thatbestand nur verdunkeln kann (oder soll). Unbestreitbar ist des Kaisers Recht, de omni re scibili et quibusdam aliis zu den Generalen zu sprechen; auch über hohe, höchste und allerhöchste Politik. Das hat, so lange es in den Hirnen der Corpsführer gespeichert ist, draußen Keinen zu kümmern. Dringt es hinaus, so fällt es, wie jedes politisch wichtige Wort, in das Rechtsgebiet der Kritik und die

Frage, obs für die Oeffentlichkeit bestimmt war, verliert ihren Werth. Möglich, daß gerade diesmal (so wird erzählt) besondere Vorsicht gewaltet hat. Daß vor des Kaisers Rede und Vorlesung alle nicht mindestens im Rang Kommandirender Generale stehende Herren aufgefordert wurden, den Saal zu verlassen; daß hinter ihnen der Kronprinz die Thür schloß und draußen der Hausminister und Oberhofmarschall Graf August Eulenburg selbst die Wache übernahm. Vielleicht meinte ein Zuhörer, das vom Kaiser einem Artikel gespendete Lob sei kein Staatsgeheimniß und für die Verbreitung dieses Artikels müsse alles irgend Erdenkliche geschehen. Vielleicht wollte ein anderer mit der Erzählung den Zweifelnden beweisen, daß Wilhelm die am siebenzehnten Novembertag verheißene „Zurückhaltung“ ernstlich übe und sogar zur Beantwortung militärpolitischer Fragen dem Sachverständigsten das Wort lasse. An eine Intrigue braucht man nicht zu denken. Wenn ein Adjutant den Auftrag erhielt, schnell Schlieffens Artikel, den S. M. vorgelesen habe, zu besorgen, und wenn der Beauftragte die Thatsache, deren Verheimlichung nicht befohlen war, vor zwei Kameraden erwähnte, konnte sie flink herumkommen. Auch in das Ohr Eines, der weiß, daß schon die Mittheilung eines aus der Hofregion herniedergesickerten Gerüchtes in der Presse dankbare Freundschaft wirbt. Seit der Oktoberkatastrophe war der Kaiser fast Allen unsichtbar gewesen; nun sollte er sich, bei den Neujahrsempfängen, zum ersten Mal wieder zeigen. Wie sieht er aus? Ist er wieder fröhlich oder noch deprimirt? Giebt er bei der Cour dem Kanzler die Hand? Kühl oder herzlich? Und was werden die Kommandirenden aus seinem Mund hören? Tage lang ward so gewispert. Alle Geberdenspäher und Geschichtenträger waren in Bewegung. Kein Wunder, daß sich der inbrünstigen Neugier schließlich ein Spältchen aufthat. Dem Hofe fehlt ein beamteter Politiker (der unmittelbar dem Reichskanzler unterstellt und als dessen Vertreter auch militärischen Berathungen zugezogen werden müßte). Der hätte gesagt: „Daß dieser Artikel von dem vorigen Generalstabschef geschrieben und von Eurer Majestät gebilligt worden ist, darf nicht bekannt werden; sonst wird das Reichsinteresse geschädigt.“ Oder hätte das Geschehene noch in derselben Stunde dem Kanzler gemeldet, dem wohl nicht zweifelhaft gewesen wäre, daß hier noch ärgere Gefahr drohe als von den Interviews mit den Herren Spender, Hale & Co. Doch jedes Recht zur Mitwirkung an höfischer Organisation ist uns versagt: also müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Strafbarer Vertrauensbruch? Mag sein. Den können wir nicht hindern; und haben keine Lust, heute die Generale, wie gestern die Räthe des Auswärtigen Amtes, mit Vigilantennasen zu umschnüffeln. Wenn Herr Rathenau oder Herr Gwinner dem Aufsichtrath Absichten oder Ansichten enthüllt, die von da in den Hörbereich der Aktionäre

dringen, muß er sie bündig widerrufen oder mit Entschiedenheit vertreten. Wozu immer wieder die Zeit an kleinliche Erörterung verzetteln? Sorgt da oben für dichte Thüren. Das ist Eure Sache. Was der Erdkreis als des Kaisers Meinung vernommen hat, darf von des Kaisers Volksgenossen in anständigem Ton besprochen werden. Muß sogar. Ists etwa alltäglich, daß Generalstabschef und Kriegsherr so reden? Das Reich so gefährdet, so schutzlos umpreßt sehen? Ists nicht furchtbar? Und ohne Beispiel in der Geschichte, daß die Konkursgefahr urbi et orbi amtlich beglaubigt wird? Mag eine Schranze dem Kanzler nachdem Dienstleben getrachtet, ein verärgerter Kriegsmann für nützlich gehalten haben, des Kaisers wahre Stimmung zu entschleiern: höher als Kanzler und Kaiser selbst gilt uns das Reich; und dem Reich ist geschadet worden.

In der Fremde durch den glaubhaft gemachten Verdacht, die deutsche Politik schwanke unstet von einem Extrem ins andere, sei von Mittwoch zu Donnerstag unberechenbar und das deutsche Volk habe sich müd in das Bewußtsein hoffnungloser Ohnmacht gebettet und sei froh, wenn ihm das Aeußerste, der Krieg gegen eine Koalition, erspart werde. In der Heimath durch eine Darstellung, die Wesentliches nicht ins richtige Licht rückt, den Glauben an die Wahrhaftigkeit amtlicher Berichterstattung schmälert, die Furcht nährt und den gefährlichen Wahn entstehen läßt, nur feige Nachgiebigkeit könne noch helfen.

Zuerst ein Blick aufs Ausland. Als der Kanzler den deutschen Himmel, wie Vossens Mädchen im Mai, heiter gefunden und im Reichstag gesagt hatte, Deutschland stehe in sicherem Bundesverhältniß zu zwei, in freundschaftlichen Beziehungen zu fünf anderen Mächten, habe zwischen mancherlei Kombinationen die Wahl und keinen Grund, mit der Möglichkeit einer Isolirung zu rechnen, erinnerte ich hier an Bismarcks Wort von den in großen Reichen zum Wächteramt Berufenen, die nicht den Kämmerlingen Duncans gleichen dürfen. Ein paar Sätze, die bald fünf Jahre alt werden. „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen; um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Reich habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht, so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Großbritanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei

Mächte haben gemeinsam das dringende (politische und wirthschaftliche) Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren. Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden." Das war am dreiundzwanzigsten April 1904 hier gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei großmächtige Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich; Frankreich fast schon von Wilhelms Charmeurkunst versöhnt und Onkel Eduard in Kiel als Regattagast angesagt. So schien es, mit und ohne Grazie, in infinitum weitergehen zu sollen. Wer vor der Gefahr der Vereinsamung warnte, wurde einem im dunklen Wald plärrenden Kinde verglichen. Noch vor wenigen Wochen hörten wir vom Kanzler, ringsum sei Alles leidlich bestellt. Wo bist Du, Sonne, blieben?

Jetzt ist sie von schwarzem Gewölk verhängt. „Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik." Den Angelpunkt? Frankreich wird losschlagen, wenn es, in starker Bundesgenossenschaft, glaubt, ohne großes Risiko ans Ziel kommen, seine Rache kühlen, seinem Prestige neue Leuchtkraft schaffen zu können. Nur dann. Der Jugend, die an Elsaß-Lothringen keine Erinnerung hat, pocht bei dem Gedanken an die verlorenen Provinzen und Schlachten der Puls nicht schneller und auch die Väter wären nicht gern bereit, noch einmal die Gefahr einer deutschen Invasion dröhnend nahen zu sehen. Kenner der Republik behaupten, daß noch heute, trotz den mit Rußland und England geschlossenen Schutzverträgen, für den Entschluß, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären, im pariser Parlament keine Mehrheit zu finden wäre. Das Land des Rentnergewimmels, das Land ohne ins moderne Maß gewachsene Großindustrie, das zwanzig Milliarden verliehen hat und für das Wagniß eines Weltkrieges am Ende mit der Zerrüttung seiner Staatsbilanz büßen müßte. Feine Ohren hören aus den stolzesten Reden die Furcht heraus, die entente cordiale mit Britanien könne den Republikanern übermorgen die Waffenprobe aufzwingen; auch die Ahnung, daß ein siegreicher Krieg (den nur wenige Franzosen zuversichtlich erhoffen) eine Praetorianerherrschaft bringen und die heute Allgewaltigen von der Krippe drängen werde. Der Traum von der Revision des Frankfurter Friedens wäre lange schon ausgeträumt, wenn der Kaiser nicht so eifernd um Frankreichs Liebe geworben hätte. Den „Angelpunkt der gesammten Politik" sehen wir in Anglien, nicht in Gallien. Graf Schlieffen sagt: „Zwischen

den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze." Zwischen Deutschland und Frankreich steht nur ein Phantom. Mit Rußland haben wir nicht immer in Freundschaft, doch seit der Fritzenzeit in Frieden gelebt; und können, bei halbwegs vernünftiger Politik, weiter auskommen, so lange eine monarchische Macht den Deckel auf dem Slavenkessel hält. Nur in der Nordsee dräut ernste Gefahr. Ist da eine Verständigung nicht möglich, dann wird England selbst unter Opfern sich die Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen suchen; wird die Einkreisung dauern und dem eng Umschnürten nur zwischen Demüthigung und Krieg die Wahl lassen. Dem Mann, der drei Lustren lang Deutschlands Schlachten bedachte, scheinen die Beziehungen zu Britanien unverbesserlich. Der gewaltige Aufschwung deutscher Industrie und deutschen Handels hat, so meint er, den Haß gewirkt; nur wenn Industrie und Handel in Deutschland verzwergten, wäre der Feind zu versöhnen. Irrt der Stratege nicht? Vergißt er nicht, daß von unversöhnlichem Haß noch nichts zu spüren war, als der deutsche Konkurrent schon recht lästig wurde? So dumm soll der Brite geworden sein, daß er, der Herr im Weltclearinghouse, wähnt, mit Schiffsgeschützen und dem Feuer verbündeter Heere die deutsche Werthzeugungfähigkeit für immer vernichten zu können? Und wie sähe es auf Europens Märkten, in Europens Handelsbilanzen denn aus, wenn Deutschland gezwungen worden wäre, seine Produktion auf die Hälfte oder ein Drittel einzuschränken? Graf Schlieffen sagt selbst, daß England, weil sein Vortheil es heischt, den Konkurrenten, der zugleich sein bester Kunde ist, am Leben lassen muß. Meint er, der Brite sei so blind, diese Nothwendigkeit nicht zu sehen? Gegen allzu rasches Vordringen des Wettbewerbers helfen vielleicht Zollschranken und Patentgesetze. An einen Krieg (oder einen Druck, der zum Krieg zwingen kann) lehrt andere Sorge denken. Britanien wird glücklich sein, wenn es der Furcht ledig ist, Deutschland wolle ihm die Last noch theurerer Rüstung aufnöthigen und heimlich den Islam wegködern; und dieses Glück gern mit der Garantie des deutschen Besitzstandes bezahlen. Vergleicht die Zahl der deutschen Schlachtschiffe, die 1881 in der Nordsee manövriren konnten, der, die 1911 dort erreichbar sein wird: und Ihr habt den Hauptgrund des Völkerzwistes. Eines friedlich nicht endbaren? Vielleicht ist der Tag nah, wo auch die Mehrheit erkennt, daß Torpedoboote, Zerstörer, Unterseeboote, Minen und andere Werke technischer Kleinarbeit nützlicher sind als gepanzerte Riesenkähne. Dann wird sie bedauern, daß sie die Gelegenheit zur Verständigung versäumt hat.

Welche Lebensgefahr bliebe nach solcher Verständigung noch? Nach der Darstellung des Grafen Schlieffen war das Meisterstück unserer Feinde, daß ihnen gelang, Oesterreich und Deutschland „einen gesonderten Kriegsschau-

platz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen". Der Sinn des Satzes ist dunkel. Nur vereint, lasen wir, würden die Gegner angreifen; dem Kampf gegen solche Koalition könnte Oesterreich sich aber nicht entziehen. Am ersten Januar läßt der Generalstabschef drucken, Oesterreich sei „für geraume Zeit nach der Balkanseite gebunden"; glaubt also an einen ernsten und langwierigen austro-türkischen Konflikt (denn mit Serben und Montenegrinern würde Conrad von Hoetzendorf wohl leicht fertig). Neun Tage danach ist zwischen Wien und Konstantinopel der Präliminarfriede geschlossen. Oesterreich zahlt, als Ersatz für die in Bosnien und der Herzegowina liegenden osmanischen Staatsgüter, fünfundfünfzig Millionen Kronen und hindert die Türkei nicht, ihre Zölle zu erhöhen und Monopole einzuführen; als Entgelt heimst es die türkische Zustimmung zur Annexion der Balkanprovinzen ein. Glorreich ist dieses Ende des Haders nicht; noch gar als Erfolg deutscher Weisheit und Kraft zu buchen. Der Sandschak, Boykottverluste (Geld und Ansehen), Zollerhöhung, Monopole und fünfundfünfzig Millionen: die Bosniaken werden ein Bischen theuer; papierne Souverainetätätrechte, die seit dreißig Jahren in den Archiven gilben, sind sonst billiger zu haben. Immerhin ists ohne sichtbare Demüthigung abgegangen. Und wenn Graf Schlieffen (auch hier im Gegensatz zu den meisten Politikern) durch Oesterreichs Balkanbindung unsere Lage verschlechtert fand, darf er jetzt aufathmen. Daß er, mit seiner Autorität, den Oesterreichern so deutlich sagte, in welchen Drang und Druck das mit Deutschland geschlossene Bündniß sie bringe, war wohl nicht nöthig. Erst danach konnte man in der Neuen Freien Presse Sätze wie diese lesen: „Wir sind in den politischen Orkan hineingekommen, der auf der Nordsee zwischen England und Deutschland bläst. Das war die wichtigste Ursache der Schwierigkeiten und Gehässigkeiten, durch welche die an sich gewiß nicht besonders aufregende Annexion der Anstoß zu tieferen Friedensstörungen hätte werden können. Eine solche Verantwortung wollte die österreichisch-ungarische Monarchie nicht übernehmen. Namentlich dann nicht, wenn der Friede um Geld zu kaufen war. Deshalb ist unsere Regirung bereit, diesen baren Kaufpreis des Friedens zu erlegen. Nicht als Ablösung eines Theiles der türkischen Staatsschuld, sondern nur als Ablösung des Theiles der Schuld, der die Monarchie an der gegenwärtigen politischen Spannung treffen mag." Fünfundfünfzig Millionen, nach dem Uebrigen, für die Wonnen einer Bundesgenossenschaft, deren Lösung hohen Profit bringen könnte: dieses Schlagwort kann eines Tages, wenn uns die Sonne noch verhängt ist, unbequem werden.

Aufs Ausland hat der Artikel schlecht gewirkt. Da meint man, altmodisch, noch, solche Artikel sollten von Personen hohen Ranges nur veröffent-

licht werden, wenn der Entschluß zur Schwertprobe gefaßt ist; nicht einen Tag früher. Da findet man auch die alte Wahrnehmung bestätigt, daß es im Deutschen Reich neben einander zwei verschiedene Auffassungen politischer Möglichkeit und Notwendigkeit gibt: eine ruhige, fast rosige und eine düstere, von hastiger Nervenschwingung determinirte. Der Kanzler Optimist, der Kaiser Pessimist. Just dieser Kaiser! Der seines Zieles und des schnell hinführenden Weges so sicher war, die herrlichen Tage so nah, das größere Deutschland so greifbar vor sich sah, daß er jeden Zweifler laut schalt. Einst: „Keine Entscheidung auf dem Erdball ohne den Deutschen Kaiser!" Jetzt: „Um dem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen." Im Oktober ist jeder Brite, der in Deutschland nicht den zuverlässigsten Freund seines Reiches erkennt, „einfach verrückt"; im Januar (das über die Interview mit Herrn Hale Berichtete hatte freilich darauf vorbereitet) ist England der unversöhnliche Feind, dessen Haß durch das herzlichste Wort nicht gemindert, durch das härteste nicht gemehrt werden kann. Daß solche Konstatirungen (Todfeinde ringsum; auch im einstweilen noch verbündeten Italien) unter kaiserlichem Siegel in die Welt gehen, ist jedenfalls neu; ward bisher nirgends erlebt.

Schuldfragen sollen heute nicht gestellt werden. Wozu? Wer diese Blätter nicht zum ersten Male liest, weiß, daß hier die Ueberzeugung verfochten wird, unser Mißgeschick sei nicht durch fremde Satanskunst, sondern durch eigene Schuld bewirkt worden. Weiß auch, daß die Gefahr der Einkreisung hier schon erwogen wurde, als sich in Deutschlands Gassen noch Freudenräusche austobten. Vorbei. „Die Aeußerungen Seiner Majestät waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt." Sie sind aber auf dem weiten Rund der Erde gehört worden und ihr Hall hat neuen Staub aufgewirbelt, der die Behaglichkeit deutschen Lebens nicht steigert, durch die Fensterfugen bis in den Aktenbereich dringt und den Schreibern die Arbeit erschwert. Giebt es wirklich, nach all dem Gerede, kein Mittel, das solche Störung des Amtsgeschäftes für immer hindert?

Keins, über das ein Privatmann verfügt. Der kann nur warnen, rathen und rückhaltlos zu Denen reden, die ihn hören wollen. Ein Wort also noch über die Wirkung, die der Artikel des Generalobersten in der Heimath haben sollte. Graf Schlieffen sagt, das deutsche Nervensystem sei „durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschüttert" und Drohungen deshalb leicht zugänglich. Wer trug ihm diese Mär zu? Denkt so etwa auch der Kaiser? Dann irren Beide; uns zum Heil. Erstens ist der Wirthschaftkampf in Deutschland heute nicht so hart, der Geschäftsgang noch nicht so schleppend, daß davon das Nervensystem erschüttert werden konnte. Zweitens war auch in Zeiten der Armuth und Krisis das deutsche Volk durch Drohung nicht einzuschüchtern;

wird, wie wir hoffen dürfen, damit niemals zu kirren sein. Keiner der Bluffs, die sich in den letzten Jahren häuften, hat der Nation Angst gemacht. Die weiß, was sie will: ruhig leben, gewissenhaft arbeiten, gegen Bevormundung und jähe Schädigung geschützt sein und selbst, nach ihrem Bedürfniß, ihr Schicksal gestalten. Deshalb widerspricht sie auch mit starker Stimme der Behauptung, sie sei durch die Kaiserkrisis geschwächt worden. Da hat sichs, Herr Graf von Schlieffen, nicht um „einen kurzen Zeitungartikel und um hinterlistig zusammengestellte verjährte Anklagen" gehandelt, sondern um die allerernstesten, allerbeträchtlichsten Dinge (deren Wiederaufzählung heute, Gott sei Dank, noch nicht nöthig ist). Wers nicht gefühlt hat, wirds nicht erjagen. Weh dem Reich und der Dynastie, wenn auch an dieser Stelle die Auffassung des Kaisers sich mit der des Generaladjutanten „durchaus deckt". Herr Ernst von Wildenbruch, ein Hohenzollernsproß, dessen Blutlauf den Rhythmus der Preußenhymne hat, löst in seinem Gedicht „Deutsches Neujahr 1909" anderem Empfinden die Zunge. „Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde geht mit Dir zu Grabe, altes Jahr. Aber wann verheilt in uns die böse Wunde, die Du uns geschlagen? Nimmerdar! Nein: sie soll auch nicht verheilen und vernarben! Wie uns Schmutz besudelt, wie in Schmach bettelnd wir um Feindes Freundschaft warben: ewig geh' uns die Erinnerung nach!" Von eigener Tüchtigkeit habe man nur geträumt; das ererbte Gut vergeudet und des Gewissens Mahnerstimme mit Pracht und Prunk und Eitelkeit gedämpft. Zwanzig Jahre habe der Traum gewährt. Jetzt sei das Volk erwacht; entschlossen, sich selbst Gesetz und Lebenslauf vorzuschreiben und in heiligem Zorn die Zwischenträger fortzujagen, „die zum Thron hinauf zu sagen sich erfrechten: Dieses Sklavenvolk, es schweigt und trügt". Durch solchen Entschluß scheint dem Barden das Reich gestärkt. Und das Volksbewußtsein stimmt ihm zu; nicht dem Generaladjutanten. Der mag ein Meister der Kriegswissenschaft sein: ein Politiker ist er nicht; noch zum Magister Germaniae auserwählt. Sonst hätte er gefühlt, daß über den großen Gegenstand heute ganz Anderes zu sagen wäre. Deutschland wünscht sich Ruhe; will aber nicht jeden Preis dafür zahlen. Daß seine Waffe unübertroffen bleibe, muß es fordern; darauf geben die Milliardenopfer ihm ein unverjährbares Recht. Einschnüren und demüthigen läßt es sich nicht. Hat noch nicht verlernt, unwürdige Zumuthung mit dem Schwert abzuwehren. Deutschlands Volk will endlich in der mühsam erkämpften und erarbeiteten Selbständigkeit leben, nicht nach dem Wink eines Thronenden, dessen fehlbare Menschlichkeit so oft erwiesen ward. Will an dem Staatsgeschäft mitwirken und Schädigung, von wo sie auch drohe, verhüten. Nutzlose Händel meiden; jeden nothwendigen Krieg aber, auch gegen die stärkste Schaar, so führen, daß es vor den Ahnen und vor den Enkeln selbst einer Niederlage sich nicht zu schämen braucht.

❦

Die Lehre von den Geistigen und vom Volke.*)

Ein Gespräch zwischen einem Gebildeten und einem Lernenden.

Der Gebildete: Thu mit mir, was Du willst: ich kann solch dickes Buch nicht lesen! 1168 Seiten! Und dazu nur ein erster Band. Wer zu mir nicht kurz sprechen kann, hat mit mir sein Spiel verloren. Kein Mensch in der Welt hat so viel zu sagen, daß . . .

Der Lernende: Gestatte! Auch mit den paar Worten hast Du Dich schon wiederholt. Variatio delectat: Das gilt für alle Musikanten, Sprecher und Lehrer. Der Baustil der griechischen und der christlichen Zeit, die Brandung des Meeres und der Vogelsang, die Perioden der Bibel und des Demosthenes, von Bach und Beethoven gar nicht zu reden, was wären sie ohne Wiederholung und Variation? Hier aber gehts nicht um Kunst und Ergötzen, sondern um Belehrung. Der Titel sagts: Die Lehre.

Der Gebildete: Von den Geistigen und vom Volk. Ich weiß. Er prägt sich ein. Er scheint den Inhalt des Werkes in größter Kürze zu sagen. Es geht also. Aber so kurz verstehe ichs nun doch nicht. Ahne wohl, was gemeint ist, und könnte das werthvolle Betonen des aristokratischen Standpunktes im Gegensatz zur demokratischen Welle, die unsere Zeit überfluthet, wohl ganz verstehen, wenn ich begriffe, wie man darüber so lange reden kann. Das Buch verschüttet mir den Sinn des Themas. Ich kann nicht zu ihm dringen. Ich habe Angst vor dem Wälzer. Sag' mir kurz, was dieser Brunner will. Wir Modernen lieben die Kondensation; das Dunkle selbst ziehen wir dem Breiten vor.

Der Lernende: Und meint, alles Dunkle sei tief und hinter jedem verschlossenen Thoren müsse ein Geheimniß stecken. So habt Ihr aus der Philosophie Etwas gemacht, das im besten Fall Lyrik ist, im schlechtesten die Sorte Zeitungs- und Abreißkalenderaphorismen von sich giebt, die uns schließlich nur noch mit Angst selbst zu der Wohnungszeitung greifen läßt. Ihr Modernen! In dem Buch kannst Du allerlei Lieder von Euch hören. Ich kann Dir aber von dem Inhalt noch gar nichts sagen. Ich kann nicht mit Dir darüber sprechen. In mir selbst ist, seit ich es lese . . .

Der Gebildete: Du hast es doch schon gelesen?

Der Lernende: Nein. Das ist kein Buch, das man gelesen hat. Ich lese es. Ich lese es immer wieder und lese es auch, wenn ich nicht die Augen darauf habe. Und seit ich es lese, ist ein ewiges Arbeiten in mir, ein Hin- und

*) Konstantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Erster Band in zwei Halbbänden. Berlin 1908, Karl Schnabels Verlag (Axel Junckers Buchhandlung).

Widersprechen, ein heftiges Aufbäumen und eine Hingerissenheit. Es reißt mich hin und es zerreißt mich. Und manchmal ist mir, als sehe ich vor Augen und spüre es, wie auch der Verfasser sich vor mir zerreißt, um mir sein Herz und in ihm die Wahrheit zu zeigen.

Der Gebildete: Du machst mich begierig. Sag' mir mehr.

Der Lernende: Ich glaube, wenn Dir oder sonst so einem Kurzathmigen unserer Zeit ein hoher und holder Abgesandter eine Leiter zum Himmel brächte, Ihr würdet mit ihm rechten, es seien doch gar zu viele Sprossen und es müsse auch bequemere Wege geben oder gar eine Automobilstraße. Glaubst Du, Herakles konnte gen Himmel fahren, ohne vorher die Ställe des Augias ausgemistet zu haben? In diesem dicken Band zuckt nur ab und zu ein Fleckchen lichter Himmel auf; am Dicksten ist von Eurem Mist die Rede.

Der Gebildete: Von Eurem? Von unserem? Seit wann bist Du denn so gar anders als ich? Als wir Alle?

Der Lernende: Entschuldige. Du triffst mich und weißt nicht, wie sehr. Das ist eine meiner Wonnen und Schmerzen, die aus diesem Buch kommen. Ein wilder Geist des Hochmuths weht mich aus ihm an. Was Du da von Aristokratie sagtest, ist ein niedriges, viel zu alltäglich politisches Wort dafür. Das Wort „Von den Geistigen und vom Volk" scheidet die Genialen von aller übrigen Menschheit. Nicht die Klassiker und Helden. Ihrer viele werden ins Volk gestoßen, ins gebildete Volk. Und nicht nur die Produktiven. Wenige, Fremde, Ausgewählte, oft Unbekannte, gehen wie die Pythagoräer mit dem Philosophenmantel oder wie Wielands Kosmopoliten durch all dieses Volk und erkennen einander an geheimen Zeichen. Nicht an verabredeten oder äußerlichen; an der Herzmarke; an der Schönheit; am Blick des Geistes. Und Jeder, ders ist, fühlt, wenn er Brunners Worte liest: Ich bins! Wie Viele aber fühlen es vielleicht auch, die es nicht sind, da sie sich in Alles ein Bischen einfühlen! Und obs wahr ist? Ob nicht der schlimmste Geist, der Geist des Pharisäerthums, durch solche Lehre gezüchtet wird? „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht ihresgleichen bin!" Mir ist himmelangst vor meiner Freude und vor diesem heimlichen Einverständniß und Wissen. Wie lange habe ichs als mein bestes Wissen gepriesen, dieses sokratische: daß wir allesammt nichts wissen. Soll ichs aufgeben?

Der Gebildete: Da kann ich Dir so lange nicht rathen, wie Du mir nicht sagst, was Du nun eigentlich zu wissen glaubst. Worin besteht denn also die Lehre? Was wißt Ihr denn nun, Ihr, in Folge dieses Aufwandes von Druckerschwärze?

Der Lernende: Spotte nicht; sei nicht bitter. Ich glaube, daß auch Du mit uns gehen sollst und von Anbeginn zu uns gehörst. Bei Dem, was ich aber jetzt sagen muß, da mußt Du guten Willens sein. Denn es ist von

Allem, was in mir unentschieden ist, das Dümmste und ich komme mir vor wie ein Schulknabe. Wonach Du fragst, Das weiß ich nicht. Das kommt noch nicht vor. Ich habs noch nicht gehabt.

Der Gebildete: Was?

Der Lernende: Ja, es ist ganz wahr. Was wir wissen, was von Anbeginn an alle geistigen Menschen wissen, Das kommt erst im zweiten Band.

Der Gebildete: Nun, da scheint Dein Brunner ja ein etwas sonderbar disponirter und disponirender Herr. Immerhin: Du kannst mir trotzdem dienen. Du sagst ja, es liege in Dir und Du seist selbst so ein Besonderer. Ders in sich hat; innerlich wie die Gaisen. Also, leg' los; giebs von Dir. Was unterscheidet Götter von Menschen?

Der Lernende: Wenn Du erst das Wichtigste des ersten Bandes, die Bewegunglehre, kenntest, dann dürftest Du mit diesem Dichterspruch nur fortfahren; und wenn Du dann diese Goetheworte, am Schönsten mit Schuberts Musik dazu, vernähmest, wüßtest Du so gut und so schlecht wie ich, fast unausgesprochen, aber unsäglich gefühlt, was der Geist, der eigene Geist, uns sagt, was unsere Wahrheit und unser Wissen ist. Unser Wissen ist unser Wesen. Dieses haben und sind wir; aber ich kann nicht viel davon sagen und ich gestehe, ich bin in erschütterter Spannung, was dieser große Prediger, dieser Mann des Wortes davon zu sagen weiß.

Der Gebildete: Nun, einstweilen sei Hölderlins heilige Nüchternheit die Regel unseres Ordens, schlage ich vor, wenn ich denn wirklich die Weihen empfangen soll. Versuchen wirs also immerhin mit Deinem Goetherezept. Ein Bischen Zwiebel kann man in Alles nehmen, meinte die Bauersfrau, als sie den Thee servirte; und ein Wenig Goethe kann nie von Schaden sein, — besonders, wo der zweite Band fehlt. Also, wie heißt das dunkle, orphische Wort, das Deiner hellen Klarheit aus der Verlegenheit helfen soll? ... Was unterscheidet Götter von Menschen? Her mit dem Schubert, da finde ichs schneller ... Daß viele Wellen vor Jenen wandeln, ein ewiger Strom. Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle. Und wir versinken ... So weit ich Das jetzt verstehe, scheint es nur zu sagen, daß wir keine Götter sind, sondern armsäliges Erdengewürm.

Der Lernende: Und was kümmerte sich der Dichter um Götter, wenn keine wären? Und was spricht er von ihnen, wenn er sie nicht selbst macht, sich aus der Brust holt und als ewige Sterne an den Himmel setzt? Ich bin kein Philolog und weiß nicht, wann Goethe den Hymnus schrieb. Aber ohne Spinoza hat er die Verse nicht geschrieben ...

Der Gebildete: Richtig, Spinoza! Das scheint ja der Führer Deines Mannes, wie Vergil den Dante durch Höllen und Himmel führte, und er hat sein Bild vor seine Worte gesetzt.

Der Lernende: Ja, Spinoza ist sein Fürst und Führer, wie er der Fürst und Führer Goethes war. Was Goethe den ewigen Strom nennt, als der die Götter wandeln, Das ist das Sein und die Erkenntniß sub specie aeternitatis, das Ewige, von dem Spinoza weiß. Klar und deutlich sagen es uns die Dichterworte (wie alle größte Lyrik hohes Gefühl sagt und doch klar und deutlich ist), daß wir zweierlei Menschen und zweierlei Wissen haben. Wir sind Welle unter Wellen, Ding unter Dingen, sagt Brunner. Immer, unausgesetzt, ohne irgendein Ende oder einen Anfang oder eine Pause kommende, vernichtete, versunkene, verwandelte, in der Zeit von Ort zu Ort schwimmende nichtige Dinge; und sind so in uns selbst ein unendliches, fortwährendes Schwimmen, Verschwimmen, Anschwemmen, Verfließen, ein Schwamm, durch den Wasser geht und der aus vielen Löchern besteht. Das ist das Eine. Das sind wir Werdenden. Du weißt: das Werden, das der Grieche das Nichtsein nennt. Dann aber das Andere, das Sein: das Sichere, das nicht unsere lumpige Existenz, sondern unsere Essenz ist, unser Archeus, unser ewiges Erbtheil, unser Weltsein. Davon spricht Goethe als Dichter, wenn er von den Göttern spricht. Brunner als Denker wird anders davon sprechen; er wird auch anders davon sprechen, als es die Veden, als es Buddha, als es Christus, als es Meister Eckhart, als es Platon und Spinoza gethan haben; er wird das Selbe sagen, aber anders sprechen. Es giebt keine Entwickelung des Gedankens und es giebt in Allem keine Entwickelung, weil es nie einen Anfang gegeben hat. Aber immer wieder müssen die Männer des Geistes das Selbe sagen und es anders sprechen; denn der Aberglaube, das Surrogat, das das Volk für den Geist hat, der entwickelt sich und hat kein Bleiben, weil er unstet und ruhelos ist wie Alles, was auf nichts steht, und dieses Gestrüpp muß immer von Neuem gemäht werden. So, glaube ich, spricht Brunner das Uralte aus unserer Zeit heraus, wie der Prophet in der Wüste spricht. Die Männer des Geistes waren immer in der Zeit und im Volk und immer in der Wüste. Du wüßtest, wenn Du Dich entschließen könntest, die große Grundlegung dieses ersten Bandes zu lesen: der Mann hat zu sagen und hat zu sprechen; und wüßtest, wie bis zum Leiden gespannt ich bin, sein Weiteres zu hören.

Der Gebildete: Einstweilen fällt mir Zweierlei auf. Erstens sprichst Du davon, jeder Mensch sei zweierlei Mensch; so was wie eine Mischung aus Ding und Gott. Und dann hast Du wieder gesagt: es gebe zweierlei Menschen von ganz verschiedener Organisation: hüben die Gewöhnlichen, das Volk, und drüben die Geistigen, die Erkorenen. Das scheint mir nun ein Widerspruch. Offenbar haben doch auch die Genialen das niederträchtige, gewöhnliche Dingsein in sich; und zum Ausgleich haben da wohl auch die Gemeinen so eine Art Göttlichkeit? Alles scheint eben wieder in einander zu gehen, was Dein Mann scheiden will ... Bitte, noch nicht ... Laß mich nur erst mein Zweites

sagen, daß ichs nicht vergesse. Zweitens also willst Du unterscheiden die unaufhörliche, unausgesetzte Bewegung der Dinge, in der wir Menschlein, auch Deine Götter, mitten drin sind, von dem ewigen Sein, das wiederum Alles sein soll. Diese Ewigkeit und jene Unendlichkeit scheint mir nun wiederum ganz das Selbe, wie denn auch Spinoza mit Recht gesagt hat: Deus sive natura. Er hat nicht gesagt: Aut deus aut natura. Er hat die Einheit nicht zerspalten, wie es solche Doktrinäre wie die Eleaten thaten. Ein Eleat scheint mir Dein Mann zu sein, der das starre Entweder—Oder zwischen das Gleiche drängen will. Einstweilen will ichs mit Spinoza halten, wie ich ihn verstehe, und mit Heraklit. Alles fließt; und auch die Begriffe sind fließend und schwankend, und ob Du Ewig oder Unendlich sagst: ich höre da keinen Unterschied und will keinen hören. Von den Stilerforderniſſen des Dichters hier abgesehen; der unterscheidet die Nuancen der Wörter.

Der Lernende: Und Götter von Menschen! Noch einmal sei es gesagt; nun aber wollen wir das Wörtlein Gott ruhen lassen, das uns ein Dichter nah gebracht hat. Mein Mann braucht es in anderem Sinn, in dem gewöhnlichen des Maker, und mit welchem grimmigen Hohn er von derlei Vorstellungen spricht, wirst Du lesen. Denn ich weiß jetzt: Du wirst das Buch lesen; und dann weißt Du, was für ein Knäuel von Mißverständnissen die vermeintlichen Widersprüche sind, die Du aus meiner unvollkommenen Rede genommen hast. Du hast Recht, aber ganz anders, als Dus meinst: was Brunner als Gegensätze einander entgegenstellt, das ist das Gleiche, das Selbe. Aber wie das Selbe? Ist es das Selbe, ob ich sage: Die Sonne dreht sich um die Erde, oder: Die Erde dreht sich um die Sonne?

Der Gebildete: Nein.

Der Lernende: Also siehst Du: hier sind die Aussagen entgegengesetzt; aber die Sache, die Wirklichkeit ist die selbe. Was der Augenschein als die Bewegung der Sonne sieht, erklärt die Wissenschaft als die Bewegung der Erde. Den verschiedenerlei Stufen der Erfassung liegt nur Eins, das Eine zu Grunde. Und so, aber nur so ist es wahr, wenn Du sagst, die Unendlichkeit der Bewegung und die Ewigkeit des Geistes sei das Gleiche. In Deiner Sprache sind sie Gegensätze.

Der Gebildete: Wenn ich nur wüßte, wieso Unendlich und Ewig verschieden sein sollen!

Der Lernende: Wenn Ihr nur bedenken wolltet, was unendlich, das A und O all Eurer Natur und Wissenschaft, denn eigentlich heißt! Heißt es denn Anderes als die Aufgabe, das Unvorstellbare als vorstellbar zu fingiren, Euch zu denken, daß Etwas, also doch wohl ein Begonnenes, nie begonnen habe, daß Etwas, also doch wohl ein Fertiges, nie fertig sei, daß Etwas, also doch wohl ein Vergängliches, nie zu Ende gehe? Wenn Ihr „Unendlich" sagt,

meint Ihr schon alle, alle, alle Eure Dinge, Eure ganze Welt, die kein Ganzes ist, sondern . . . Aber ich unterbreche mich und will nicht weiter in diesem Ungeheuerlichen und Unmöglichen. Denn gestehe ich's nur: während ich so zu Dir spreche, wirds in mir lichter und mir ist, als rissen die Nebel und ich könnte fast schon Das sprechen, was ein Anderer anders sprechen wird als ich. Ich will schweigen und abwarten. Das scheint mein Beruf: bei großen Dingen so dringend dabei zu sein, daß ich mein eigenes nicht von mir bringe.

Der Gebildete: Wenn es so ist: wohl Dir, daß Du dabei bist und Deines Gleichen die Wege bereiten helfen darfst. Mir gehts vorerst nicht so gut; ich verstehe noch gar nichts. Diese Unendlichkeit, von der Du sprichst, ist sie nicht eben die ewige Bewegung der Dinge in Raum und Zeit?

Der Lernende: Nicht in Raum und Zeit. Denn Brunner, der so manches Große fast wie nebenbei verrichtet, hat uns nun für immer von dieser gedankenlosen Sprechweise befreit. Raum und Zeit sind Worte für Etwas an den Dingen (denn es giebt nur bewegte Dinge), aber nichts für sich, keine subjektiven Formen und keine objektiven Säcke. Wenn Du wüßtest, wie uns Brunner von diesen Nichtsen, die unvorstellbare Worte sind, wie leerer Raum und leere Zeit, frei macht! Der Kampf gegen das Wort ohne Vorstellungsinhalt: Das ist sein Krieg gegen den Aberglauben. Nicht in Raum und Zeit bewegen sich die Dinge, sondern die Dinge bewegen sich in den Dingen, in einander. Aber Das nur nebenbei. Du sagst: ewige Bewegung. Aber wir brauchen das Wort ewig für Anderes, für die höhere Stufe, für das Entgegengesetzte und insofern das Selbe. Verstehst Du nun?

Der Gebildete: Nicht im Geringsten.

Der Lernende: Es ist eine unendliche Bewegung. Aber es ist eine ewige Ruhe. Es ist unendlich Verschiedenes. Aber es ist ewig Eins. Was auf der einen Stufe unendliche Bewegung des Dinglichen ist, ist auf der anderen das Entgegengesetzte: die Unbeweglichkeit, die Ewigkeit, das ganz und gar Undingliche und Unbedingte. Nun merkst Du doch wohl: solche coincidentia oppositorum ist ganz etwas Anderes als Das, was Du sagtest: der Mann setze einander entgegen, was doch das Selbe sei. Ganz etwas Anderes übrigens auch als die Taschenspielerkunststücke, in denen ein witziger Strudelkopf mit ähnlichen Ausdrücken, wie ich sie hier anwandte, zwischen Aberglauben, Wahrheit und logisirendem Schwindel Fangball spielt. Brunner also, dessen Terminologie übrigens eine andere ist, bewegt sich nicht in Widersprüchen; für ihn ist die relative Wirklichkeit des Materialismus und die Wahrheit des Idealismus das Entgegengesetzte und darum das Selbe. Verstehst Du nun?

Der Gebildete: Ich gestehe, mir geht eine Ahnung auf; und ich erinnere mich jetzt bei Deinen Worten jenes zweiten Heraklit, des Nikolaus Cusanus, und jenes . . .

Der Lernende: Jenes dritten Heraklit namens Hegel. Ich kenne Dein Steckenpferd. Und da bist Du allerdings auf dem Weg.

Der Gebildete: Mir ist aber doch noch nicht klar, was er mit den Stufen will.

Der Lernende: Es giebt eine Stufe, die allen Menschen gemein ist. Das ist die Stufe des praktischen Verstandes. Da erkennen wir bewegte Dinge, weil wir da bewegte Dinge sind und weil all unser Erkennen gar kein absolutes oder theoretisches Zusehen und Einsehen ist, sondern Lebensfürsorge und nichts weiter. All unsere Wissenschaft ist Technik, dient der Erhaltung unserer Dingexistenz und führt uns nicht im Geringsten zu irgendeinem vom Ding Losgelösten, Unbedingten oder Absoluten.

Der Gebildete: Das ist nun doch wieder sokratisch genug und alle Skeptiker haben davon gesagt.

Der Lernende: Hier aber wird es nicht skeptisch und nicht resignirt gesagt, sondern als Etwas, das sich von selbst versteht, worüber nicht zu wundern und zu klagen ist. Es wird gesagt, nicht um zu erklären, unser Verstand könne gewisse Fragen nicht beantworten, sondern, um zu erklären, gewisse Fragen des Volkes und seiner Gelehrten seien Unsinn und Verabsolutirungen des Relativen. Wie, zum Beispiel, die Frage nach der Weltentstehung oder der ersten Ursache oder dem Ding an sich oder dem absoluten Atom. All diese Grenzfragen werden mit großem Besenwurf aus Wissenschaft und Philosophie hinausgefegt. Denn unser ganzer praktischer Verstand dient nur dem Leben und dient ihm gut und ist gegenüber dem Geist nur die unterste Stufe; und all dieser Materialismus und all dieser Skeptizismus, wenn Du es so nennen willst, wird wieder ganz und gar aufgehoben.

Der Gebildete: Aufgehoben? Wie machen wir Das? Wenn wir nichts sind als ein unendlich winziges Dingelchen unter unendlich vielen winzigen Dingen, wie sollen wir dann je auf die Höhe gelangen, wo wir Winzigen über Allem sind und Alles überblicken!

Der Lernende: Das ist ja gerade der Unsinn, daß wir immer einen Maker und Verfertiger oder uns als Beschauer an einen leeren Ort in ein unmögliches Jenseits praktiziren wollten! So giebt es freilich keinen absoluten Sinn der Welt und kein absolutes Verstehen. Aber es ist ja gar nicht wahr, daß wir ein Ding sind. Das gilt ja nur relativ für unsere Praxis. Es ist ja doch die sicherste, die nüchternste Wahrheit, daß wir Alles in Allem sind und daß dies Alles ein Ganzes ist.

Der Gebildete: Du hast diesen Sprung aus der Skepsis in die Mystik immer gern gemacht. Ich verstehe jetzt, wie nah Dir diese Lehre gehen muß.

Der Lernende: Ja; und hier ist Einer, der nicht nur in dunklen

Stunden der Verzücktheit und nicht nur in der Sprache der Ahnung davon spricht, der vor Allem so wenig wie ich eine Anlehnung an die Gebilde des Aberglaubens braucht. Und der nicht gleich sich aufs Innenleben zurückzieht, der Sinn und Liebe für die äußere Welt hat, dem Wissen, Wollen und Fühlen die große Einheit unseres lebendigen Denkens sind, der nicht das Fragment und den Einfall liebt, sondern endlich wieder Einer, der die Arme weit über die Welt streckt und ein System schafft. Wie sind sie mit Fug verachtet, die Systematiker, die aus fünf Büchern ein sechstes machen und es ein Kompendium nennen. Hier aber haben wir einen kompendiösen Kopf. Ihm nun ist dieser große Zusammenhang des Weltganzen, dieses Ein und Alles nicht nur das Gefühlte, nicht nur das Geliebte, sondern das Gewisse. Und so viel ist davon schon in dieser Grundlegung zu lesen, daß ich weiß: seine Form ist nicht Mystik, sondern Ratio.

Der Gebildete: Weißt Du, wie viel Du damit sagst?

Der Lernende: Ich weiß es. Wenn Du aber gesehen hättest, wie er in dem Urwald des Durcheinanders, das bei uns Wissenschaft heißt, aufräumt und Licht macht, wie er den großen Zusammenhang alles Wissens der Praxis, die Bewegunglehre aufbaut, wie er uns an die Grenze führt, dahin, wo all unsere Erfahrung wurzelt und herkommt . . .

Der Gebildete: Wer kann davon sprechen, ohne zu stammeln oder zu straucheln?

Der Lernende: Dieser große Sprecher kann es und zeigt uns, wie all unsere Erfahrung nicht in die Abstraktion mündet, sondern aus der Abstraktion ausfließt; wie darum all unser Wissen nothwendig und allgemeingiltig ist; er zeigt, wie es das philosophische Denken ist, in dem alle Naturwissenschaft enthalten ist, und wie die Abstraktion darum Wahrheit ist, weil sie Erinnerung ist, der Ausdruck eines Wissens nämlich, das nicht unserer beschränkten Dingexistenz angehört, sondern der Allerfahrung unseres Weltenseins. Wir sind in Wahrheit überall dabei gewesen, ohne irgendeinen Anfang; wir sind in Wahrheit in jedem Augenblick überall von Allem in der Welt irgend berührt, ohne irgendeine Grenze. Die genialen Naturen oder die Geistigen: Das sind Die mit dem guten Weltgedächtniß; den Produktiven wird es durch das Weltstück, in dem sie ihr Individualleben führen, von selbst erweckt; in den Rezeptiven schlummert es tiefer und wird nur wach an den Werken der großen Schöpfer, die sie verstehen wie etwa Urvergessenes, das ihnen wieder heraufkommt, oder an der großen Liebe, wo ihnen Einer wird wie Alles und Alle wie sie selbst.

Der Gebildete: Wenn Das wahr wäre, wenn es nur wahr sein könnte, wenn ich sie glauben müßte, diese ungeheure Umkehrung aller Behauptungen der Wissenschaft unserer Zeit . . .

Der Lernende: Nun?

Der Gebildete: Wenn Das wahr wäre, wäre ich zum ersten Mal in meinem Leben ganz glücklich.

Der Lernende: Und nun, mein lieber Rezeptiver, der Du in diesem Augenblick auf Deine Weise und an Deinem Punkt vom Geiste erfaßt wurdest, habe ich genug gesagt; und nun wirst Du lesen wollen. Magst Du immerhin, wenn Du gelesen hast, was bisher vorliegt, sagen: Ich muß warten, was weiter kommt. Eins wirst Du wissen, eben Das, was Du jetzt vorausgefühlt hast: hier redet ein Mann, der anders bewegt ist, als wir Alle es in all diesen Zeiten waren. Wir waren von Vielem, was geschehen ist und noch zwischen uns geschieht, gedrückt und beladen und haben uns oft verführen lassen, der Welt all die Bosheit und Richtigkeit zuzuschieben, die zwischen uns Menschen war, und haben unseren Menschenschmerz zum Weltschmerz gemacht, um ihn leichter zu tragen. Mit unseren moralischen Urtheilen, mit denen wir einander unnütz weh thaten, wollten wir auch das Universum bemakeln. Hier aber redet ein Mann, der großes Glück in sich fühlt, in sich weiß und großes Glück geben möchte. Wenn Du auch widerstrebst, wenn Du auch meinst: An Dem, was er sagt, liegt nicht viel; prachtvoll ist, wie er es sagt . . . Vielleicht wirst Du Das zunächst so meinen. Denn dazu kommst Du bestimmt: daß Du entzückt wirst von dem Feuer, der ganz großen Predigt, dem wilden Prophetenton des Mannes. Aber es bleibt nicht dabei. Mählich, wenn Du hineinkommst, stößt Du überall auf lauter entscheidende Dienste, die er dem Denken und Wissen leistet, und da Du siehst, hier spricht ein Klarer, ein Besonnener, ein Mann lichten Denkens, dem das Feuer keine verschwelende dumpfe Gluthumdunkelung ist, kommst Du von Deinem nur ästhetischen Genießen ab und weiter und sagst: Der Mann vermißt sich nicht, Neues zu sagen; er denkt sehr gering von Solchen, die auf Niegewesenes Jagd machen. Aber er bringt die alte Wahrheit, von der er selbst sagt, daß sie Platons und Jesus' und Spinozas Wahrheit gewesen sei, die Wahrheit, von der in unserer Zeiten nur Wenige stammelten oder sangen, und bringt sie in tief herauf geholter und hoch hinaufgebrachter Rede. Mag er dabei Den oder Jenen verkennen, der auf anderen Pfaden, obwohl es ganz anders aussieht und klingt, die ähnlichen Wege der Kritik geht und von der Wahrheit vielleicht lieber schweigt als in Worten redet: was liegt daran! Was liegt an Wunden, wo es um Größe geht. Hören wir zu; seien wir Willige; seien wir gespannt auf Das, was weiter kommt.

Der Gebildete: Also gieb das Buch her und laß mich allein.

Hermsdorf. Gustav Landauer.



Der Sohn einer Magd.*)

Der Knabe steht auf dem Vorderdeck eines Dampfers, der mitten auf dem stockholmer Inselmeer dahinfährt. Während der Fahrt ist so viel zu sehen gewesen, daß er keine Langeweile empfunden hat. Jetzt aber ist Nachmittag, der immer etwas Trauriges hat wie das erste Alter; die Schatten der Sonne fallen so neu und verändern Alles, ohne, wie die Nacht, Alles zu verbergen. Er beginnt, Etwas zu vermissen. Er hat ein Gefühl von Leere; er fühlt sich verlassen; glaubt, Etwas abgebrochen zu haben. Er will nach Haus; und die Verzweiflung, daß ers nicht sofort kann, erfaßt ihn so, daß er sich entsetzt und weint. Als die Brüder ihn fragen, warum er weine, antwortet er, er wolle nach Haus zu Mama. Sie lachen ihn aus. Jetzt aber taucht das Bild der Mutter auf. Ernst, mild, lächelnd erscheint sie ihm. Er hört ihre letzten Worte beim Dampfer: Sei gehorsam und höflich gegen alle Menschen, achte auf Deinen Anzug und vergiß nicht Dein Abendgebet. Er denkt daran, wie ungehorsam er gegen sie gewesen ist, und fragt sich, ob sie krank ist. Ihr Bild steigt auf, gereinigt, verklärt, und zieht ihn an mit den niemals reißenden Fäden der Sehnsucht. Diese Sehnsucht nach der Mutter begleitete ihn durchs ganze Leben. War er zu früh in die Welt gekommen? War er nicht ausgetragen worden? Was hielt ihn so mit der Mutter verbunden?

Darauf erhielt er nie eine Antwort, weder in den Büchern noch im Leben; aber die Thatsache blieb bestehen: er wurde nie er selbst, nie ein abgeschlossenes Individuum. Er blieb eine Mistel, die nicht wachsen konnte, ohne von einem Baum getragen zu werden; er wurde eine Kletterpflanze, die eine Stütze suchen mußte. Er war von Natur schwächlich und furchtsam; er übte sich in allen männlichen Sportarten, war ein guter Turner, ritt auf fliegendem Pferd, führte alle Arten Waffen, schwamm und segelte: aber nur, um nicht schlechter als die Anderen zu sein. Sah Niemand zu, wenn er badete, so kroch er ins Wasser; sah Einer zu, so warf er sich kopfüber vom Dach des Badehauses hinein. Er fühlte seine Bangigkeit und wollte sie verbergen. Er fiel niemals Kameraden an; wurde er aber angegriffen, so schlug er zurück, auch wenn der Gegner stärker war. Er kam erschrocken auf die Welt und lebte in einem beständigen Schreck vor Leben und Menschen.

Der Dampfer läßt die Inseln zurück, das Meer öffnet sich: eine blaue Fläche ohne Strand. Das neue Schauspiel, der frische Wind, die Munterkeit der Brüder heitert ihn auf. Er denkt daran, daß er bald achtzehn schwedische Meilen auf der See gefahren ist, als der Dampfer in die Bucht von Nyköping einfährt.

Als der Landungsteg gelegt ist, kommt ein Mann mittleren Alters mit hellem Backenbart auf den Dampfer, spricht mit dem Kapitän und nimmt die Knaben in Empfang. Er sieht freundlich aus und ist heiter. Er ist der Küster von Vidala.

*) Am zweiundzwanzigsten Januar wird August Strindberg sechzig Jahre alt. Der vates, den wir nie alt denken konnten. In hellen und dunklen Stunden sahen wir ihn; grausam und groß. Immer in ihm den leidenden Menschen und kämpfenden Dichter. Wer starke Dichtung und feinnervige Menschlichkeit liebt, grüßt Diesen in zärtlicher Bewunderung; wie Einen, der viel schmerzlich Menschliches erlitten hat. Wünscht ihm firne Gesundheit, die uns edle Alterswerke gebären kann. Heute wollen wir uns der kräftigen Skizze freuen, die vielleicht Allerlei von dem Knabenerleben Johan Augusts verräth.

Am Strand steht eine Droschke mit einer schwarzen Mähre. Bald sind sie in der Stadt und halten auf dem Hof des Kaufmannes, wo auch die Bauern einkehren. Es riecht nach Hering und Dünnbier auf dem Hof, und das Warten wird unerträglich. Er fängt noch einmal zu weinen an. Endlich kommt Herr Linden und bringt auf einem Bauernwagen das Gepäck. Nach vielen Händedrücken und kleinen Gläsern gehts aus der Stadt heraus. Es ist Abend, als man den Zoll passirt.

Brachfelder und Feldzäune öffnen eine weite, öde Fernsicht. Ueber rothen Dörfern ist in der Ferne ein Waldrand zu sehen. Durch den Wald muß man; und hat drei Meilen zu fahren. Die Sonne geht unter und man fährt durch den dunkeln Wald. Herr Linden plaudert und sucht den Muth der Knaben aufrecht zu erhalten. Er spricht von Spielkameraden, Badestellen, Erdbeerpflücken. Johan schläft ein. Erwacht bei einem Wirthshaus, in dem berauschte Bauern lärmen. Die Pferde werden ausgespannt und getränkt.

Die Fahrt geht weiter durch dunkle Wälder. Bei den Anhöhen muß man absteigen und gehen. Die Pferde rauchen und schnauben, die Bauern auf dem Gepäckwagen scherzen und trinken, der Küster plaudert mit ihnen und macht Witze. Und dann fährt man wieder und schläft ein. Erwacht wieder, steht auf und rastet. Noch mehr Wälder, in denen früher Räuber gehaust haben; schwarze Fichtenwälder unter dem Sternhimmel, Hütten und Zaunthüren. Der Junge ist ganz verwirrt und nähert sich dem Unbekannten mit Beben.

Schließlich wird die Landstraße eben; heller wirds und die Wagen halten vor einem rothen Haus. Diesem Haus gegenüber steht ein hohes schwarzes Gebäude. Eine Kirche. Wieder eine Kirche. Eine alte Frau, wie er glaubt, groß und mager, kommt und empfängt die Kinder, um sie in ein Zimmer zu ebener Erde zu führen, in dem ein Tisch gedeckt ist. Sie hat eine scharfe Stimme, die nicht freundlich klingt, und Johan ist bang. Man ißt im Dunkeln, aber das Essen schmeckt nicht, denn es ist ungewöhnlich; man ist müde und das Schluchzen sitzt im Hals.

Dann wird er auf eine Bodenkammer hinauf geführt, immer im Dunkeln; kein Licht wird angesteckt. Es ist eng; Bettstellen stehen da und auf Stühlen und am Boden sind Betten gemacht; es riecht furchtbar. Die Bettdecken bewegen sich und ein Kopf erscheint. Dann noch einer. Man kichert und flüstert, aber die Kömmlinge können keine Gesichter sehen. Der älteste Bruder bekommt ein eigenes Bett; aber Johan und der zweite Bruder sollen mit den Füßen gegen einander liegen. Das ist neu. Nun, sie kriechen hinein und ziehen an der Decke. Der große Bruder streckt sich ungenirt aus; aber Johan erhebt Einspruch gegen den Uebergriff. Sie treten einander und Johan wird geschlagen. Er weint sofort. Der älteste Bruder schläft schon.

Aus einer Ecke tief unten am Boden ertönt eine Stimme: „Liegt still, Bengels, und schlagt Euch nicht!“

„Was sagst Du?“ antwortet der Bruder, der ein kühner Junge ist.

Die Baßstimme antwortet: „Was ich sage? Ich sage, er soll den Kleinen nicht quälen.“

„Gehts Dich an?“

„Ja, Das geht mich an. Komm her, ich werde Dich durchhauen.“

„Durchhauen? Du?“

Im Hemd steht der Bruder auf. Der Baß kommt ihm entgegen. Es ist

ein vierschrötiger Junge mit breiten Schultern; Das ist Alles, was man sehen kann. In den Betten richten sich viele Zuschauer auf. Sie schlagen sich und der große Bruder kriegt Prügel.

„Nein, schlag ihn nicht; schlag ihn nicht!“ Der kleine Bruder wirft sich dazwischen. Er konnte niemals sehen, daß Einer von seinem Blut Schläge bekam, oder sonst zu leiden hatte, ohne es in seinen Nerven zu fühlen. Wieder seine Unselbständigkeit, die unlösbaren Blutsbande, die Nabelschnur, die nicht durchschnitten werden, nur abgenagt werden konnte.

Dann wird es still und der Schlaf kommt, der bewußtlose, der dem Tod gleichen soll und der darum so Viele zur vorzeitigen Ruhe verlockt hat.

Ein neues Leben beginnt. Die Erziehung ohne Eltern; denn der Knabe ist draußen in der Welt unter fremden Menschen. Er ist furchtsam und vermeidet sorgsam, daß er getadelt werden könne. Greift Keinen an, aber vertheidigt sich gegen Uebergriffe. Uebrigens sind die Knaben zahlreich genug, um Gleichgewicht halten zu können; und die Gerechtigkeit wird von dem Breitschultrigen ausgeübt, der einen Buckel hat, vielleicht aber darum immer dem Schwächeren hilft, der ungerecht angefallen wird.

Vormittags wird gelernt; vorm Essen gebadet; nachmittags draußen gearbeitet. Man jätet im Garten, trägt Wasser von der Quelle, putzt die Pferde im Stalle. Es ist der Wunsch des Vaters, daß die Kinder körperlich arbeiten sollen, obwohl sie die gewöhnliche Pension zahlen.

Aber Johans Gehorsam und Pflichtgefühl reicht nicht aus, um ihm das Leben erträglich zu machen. Die Brüder ziehen sich Tadel zu; und darunter leidet er eben so sehr. Er fühlt sich mit ihnen solidarisch und wird diesen Sommer nicht mehr als ein Drittel Mensch. Andere Strafe als Stubenarrest kommt nicht vor; aber Tadel ist genug, um ihn zu beunruhigen. Die Arbeit macht seinen Körper stark, doch die Nerven sind eben so empfindlich gegen Eindrücke. Bald trauert er um die Mutter, bald ist er äußerst aufgeräumt und leitet die Spiele, besonders die ausgelassenen. Im Kalksteinbruch Steine lösen, auf dem Boden des Steinbruchs Feuer anzünden, auf Brettern steile Berge hinunterrutschen. Furchtsam und verwegen, ausgelassen und grüblerisch: kein Gleichgewicht.

Die Kirche stand auf der anderen Seite der Landstraße und warf mit ihrem pechschwarzen Dach und ihrer leichenweißen Wand einen Schatten über das sommerliche Gemälde. Grabkreuze ragen über die Kirchenmauern und gehören schließlich zu seiner täglichen Fensteraussicht. Die Kirche schlägt nicht den ganzen Tag über wie die Klarakirche in Stockholm, aber abends um sechs Uhr dürfen die Knaben mit der Leine, die vom Thurm herunterhängt, läuten. Es war ein großer Augenblick, als er zum ersten Mal an die Reihe kam. Er fühlte sich fast als Beamten der Kirche, und als er dreimal die Schläge zählte, glaubte er, Gott, Pastor, Kirchspiel würden zu Schaden kommen, wenn er einmal zu viel anschlage.

Sonntags durften die großen Knaben in den Thurm hinaufsteigen und die Glocken läuten. Dann stand Johan auf der dunklen Holztreppe und bewunderte sie.

Später im Sommer kam eine Bekanntmachung mit schwarzen Rändern. Als sie in der Kirche vorgelesen wurde, entstand große Aufregung. König Oskar I.

war gestorben. Man erzählte viel Gutes von ihm, wenn auch Niemand ihn gerade betrauerte. Jetzt aber wurde täglich zwischen Zwölf und Eins geläutet. Die Kirchenglocken schienen ihn zu verfolgen.

Auf dem Kirchhof spielte man zwischen den Gräbern und die Kirche wurde ihm bald vertraut. Sonntags wurden alle Pensionäre aufs Orgelchor geschickt. Wenn der Küster das Kirchenlied begann, waren die Knaben an den Stimmen aufgestellt: bei einem Nicken des Meisters wurden alle Stimmen anf einmal ausgezogen und die Jugend brach im Chor los. Das machte immer eine große Wirkung auf die Gemeinde.

Indem er die heiligen Dinge aus der Nähe sah und selbst mit dem Zubehör zum Kultus zu thun hatte, wurden die hohen Dinge ihm bald vertraut und seine Ehrfurcht verringerte sich. So erhob ihn das Abendmahl nicht mehr, als er am Abend vorher in der Küche des Küsters von dem Heiligen Brot gegessen hatte; dort wurde es gebacken und mit einer Stanze gestempelt, auf die der Kruzifixus gravirt war. Die Knaben aßen es und nannten es Mundlack. Einmal wurde er nach dem Abendmahl zusammen mit den Kirchenvorstehern in die Sakristei geladen und bekam dort Wein zu trinken.

Trotzdem erwachte jetzt, nachdem er von der Mutter losgerissen worden und sich von unbekannten, drohenden Mächten umgeben fühlte, ein starkes Bedürfniß, sich an einen Schutzgeist anzuschließen. Sein Abendgebet sprach er mit ziemlicher Andacht; morgens, wenn die Sonne schien und der Körper ausgeruht war, empfand er dieses Bedürfniß nicht.

Eines Tages, als die Kirche gelüftet wurde, liefen die Kinder hinein und spielten darin. In einem Anfall von Wildheit wurde der Altar gestürmt. Aber Johan, der zu weiteren Großthaten angestachelt wurde, stieg auf die Kanzel, kehrte das Stundenglas um und predigte aus der Bibel. Dieser Streich machte großes Glück.

Als er wieder herunterkam, lief er oben auf den Kirchenstühlen durch die ganze Kirche, ohne den Boden zu berühren. Als er an den ersten Kirchenstuhl beim Altar kam, der dem Grafen gehörte, trat er so heftig auf das Gesangbuchpult, daß es krachend zu Boden stürzte. Eine Panik entsteht; alle Kameraden eilen aus der Kirche. Allein stand er da, wie vernichtet.

Jetzt wäre er gern zur Mutter gestürzt, um seine Schuld zu bekennen und sie um Hilfe zu bitten. Aber sie war nicht da. Er erinnert sich an Gott. Fällt vorm Altar auf die Knie und betet das ganze Vaterunser. Stark und ruhig, als habe er einen Gedanken von oben bekommen, steht er vom Boden auf, untersucht den Kirchenstuhl, sieht, daß die Zapfen nicht abgebrochen sind; nimmt die Leiste, paßt Fugen und Zapfen ein; zieht einen Stiefel aus, um ihn als Hammer zu benutzen; und mit einigen wohlgezielten Schlägen ist das Pult in Ordnung gebracht. Er prüft sein Werk; es hält.

Verhältnißmäßig ruhig verläßt er die Kirche. Wie einfach, dachte er jetzt. Er schämte sich, daß er das Vaterunser gebetet hatte. Warum schämte er sich? Vielleicht fühlte er dunkel, daß es in diesem wirren Komplex, der Seele heißt, eine Kraft giebt, die, in der Stunde der Noth zur Selbstvertheidigung aufgerufen, eine recht große Fähigkeit, sich zu helfen, besitzt. Daß er nicht glaubte, Gott habe ihm geholfen, ging daraus hervor, daß er nicht niederfiel und für die Hilfe dankte;

und dieses unbestimmte Gefühl von Scham entstand wahrscheinlich daher, daß er einsah, er sei über den Fluß gegangen, um Wasser zu holen.

Das war aber nur ein vorübergehender Augenblick von Selbstgefühl. Er blieb ungleich und wurde jetzt auch launenhaft. Laune, Caprice, diables noirs, wie der Franzose sagt, ist eine noch nicht ganz erklärte Erscheinung. Das Opfer ist besessen: es will das Eine, thut aber das Gegentheil; es leidet unter dem Verlangen, sich Böses zuzufügen, und genießt beinahe die Selbstquälerei. Es ist eine Seelenkrankheit, eine Krankheit des Willens; und ältere Psychologen wagten eine Erklärung, indem sie auf die Zweiheit im Gehirn hinwiesen; dessen beide Halbkugeln könnten unter gewissen Umständen selbständig wirken, jede für sich, und im Kampf gegen einander. Doch hat man diese Erklärung verworfen. Die Doppelheit der Persönlichkeit haben Viele beobachtet und Goethe hat sie im „Faust“ behandelt. Launenhafte Kinder, die „nicht wissen, was sie wollen“ enden mit Weinen, in das sich die Nervenspannung auflöst. Sie „betteln um Schläge“, sagt man auch; und eigenthümlich ist, wie eine leichte Züchtigung bei solchen Gelegenheiten die Nerven ins Gleichgewicht bringt und dem Kinde beinahe willkommen zu sein scheint; es beruhigt sich sofort, ist versöhnlich, durchaus nicht in bitterer Empörung über die Strafe, die es nach seiner Ansicht ungerecht erlitten hat. Das Kind hat wirklich um Strafe als Medizin gebettelt.

Aber es giebt eine andere Art, die schwarzen Geister auszutreiben. Man nimmt das Kind in seine Arme, damit es den Magnetismus eines freundlichen Menschen fühlt: und es beruhigt sich. Diese Art ist besser als alle anderen.

Der Knabe hatte solche Anfälle. Wenn ein Vergnügen winkte, ein Ausflug, zum Beispiel, um Beeren zu pflücken, bat er, zu Haus bleiben zu dürfen. Er wußte, er werde sich zu Haus sehr langweilen. Er wollte so gern mitgehen; aber er wollte vor Allem zu Haus bleiben. Ein anderer Wille, stärker als seiner, befahl ihm, zu Haus zu bleiben. Je mehr man auf ihn einredete, desto fester wurde der Widerstand. Kam dann aber Jemand, packte ihn scherzhaft beim Kragen und warf ihn auf den Leiterwagen, dann gehorchte er und war froh, von dem unerklärlichen Willen befreit zu sein. Er gehorchte im Allgemeinen gern und wollte niemals sich aufspielen oder befehlen. Er war von Geburt zu sehr Sklave; die Mutter hatte ihre ganze Jugend hindurch gedient und gehorcht und war als Kellnerin höflich gegen Alle gewesen.

Eines Sonntags waren sie im Pfarrhaus. Da waren Mädchen. Er mochte sie gern; ihm war aber bang vor ihnen. Die große Kinderschaar zog aus, um Erdbeeren zu pflücken. Einer schlug vor, man solle die Beeren zusammenthun und dann, wenn man nach Haus gekommen sei, in Zucker mit Löffeln essen. Johan pflückte fleißig und hielt die Uebereinkunft, aß nicht eine Beere, sondern lieferte seinen Theil ehrlich ab. Er sah aber Andere mogeln. Bei der Heimkehr werden die Beeren von der Tochter des Geistlichen ausgetheilt; die Kinderschaar umdrängt das Mädchen und jedes bekommt seinen Löffel voll. Johan steht hinten; wird vergessen und bekommt keine Beere.

Uebergangen! Mit Bitterkeit im Herzen geht er in den Garten hinaus und versteckt sich in eine Laube. Er fühlt sich als den Letzten, den Schlechtesten. Jetzt

aber weint er nicht, sondern fühlt etwas Hartes und Kaltes in sich aufsteigen, gleich einem Gerippe aus Stahl. Er beginnt, die ganze Gesellschaft zu kritisiren, und findet, daß er der Redlichste war: denn er hat draußen auf der Lichtung nicht eine Beere gegessen. Also (da kam der Fehlschluß) weil er besser als die Anderen war, wurde er übergangen. Ergebniß: er hielt sich für besser als die Anderen. Und es war ihm ein großer Genuß, daß er übergangen worden war.

Er hatte auch eine Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen und sich abseits zu halten, so daß er übergangen wurde. Einmal brachte der Vater einen Pfirsich zum Abendtisch mit. Alle Kinder erhielten eine Scheibe von der seltenen Frucht; aus irgendeinem Grrnde wurde Johan vergessen, ohne daß der sonst gerechte Vater es merkte. Der Knabe war so stolz darauf, wieder an sein hartes Schicksal erinnert worden zu sein, daß er später am Abend den Brüdern gegenüber damit prahlen mußte. Sie glaubten ihm nicht: so unerhört fanden sie die Geschichte. Je unerhörter, desto besser!

Auch von Abneigungen wurde er gequält. Eines Sonntags kam ein Wagen mit Kindern auf den Küsterhof gefahren. Heraus stieg ein schwarzhaariger Knabe von tückischem, aber kühnem Aussehen. Johan lief bei seinem Anblick fort und versteckte sich auf den Boden. Man suchte ihn auf, der Küster bemühte sich, ihn zu begütigen, aber er blieb in seinem Winkel sitzen und hörte zu, wie die Kinder spielten, bis der schwarze Junge wieder abfuhr.

Weder kalte Bäder, wilde Spiele noch strenge Körperarbeit vermochten seine schlaffen Nerven abzuhärten, die manchmal einen Augenblick lang aufs Aeußerste gespannt werden konnten.

Er hatte ein gutes Gedächtniß und lernte ordentlich; am Liebsten Wirklichkeiten wie Geographie und Naturwissenschaft. Arithmetik nahm er mit dem Gedächtniß auf, aber Geometrie haßte er. Eine Wissenschaft von Unwirklichkeiten beunruhigte ihn; erst später, als er ein Handbuch der Feldmessung erhielt und den praktischen Nutzen der Geometrie einsah, bekam er Lust zu dem Stoff: er maß Bäume und Häuser, schritt Gärten und Alleen ab, konstruirte Figuren aus Pappe.

Er war jetzt in seinem zehnten Jahr. War breitschulterig und braungebrannt; das Haar war blond und über einer krankhaft hohen und hervortretenden Stirn in die Höhe gekämmt. Diese Stirn veranlaßte die Verwandten zu manchem Gerede und zog ihm den Spitznamen „Professor“ zu.

Er war nicht mehr Automat, sondern sammelte eigene Beobachtungen und zog Schlußfolgerungen; darum näherte er sich dem Zeitpunkt, da er sich von seiner Umgebung absondern und einsam werden mußte. Aber die Einsamkeit mußte für ihn eine Wüstenwanderung werden, denn seine Persönlichkeit war nicht stark genug, um für sich gehen zu können. Seine Neigung für die Menschen blieb unbeantwortet, weil ihre Gedanken nicht mit den seinen gleichen Schritt hielten. Später mußte er sein Herz dem Erstbesten anbieten, aber Niemand wollte es annehmen, denn es war ihnen fremd; so mußte er sich in sich selbst zurückziehen, verletzt, gedemüthigt, übersehen, übergangen.

Stockholm. Johan August Strindberg.

Selbstanzeigen.

Das moderne Deutschland und seine Entwickelung. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Paris. Autorisirte Uebertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Karl Reißner.

Ich bin nicht so anspruchsvoll, die Deutschen über Deutschland unterrichten zu wollen. Der deutsche Leser dieses Buches wird nichts darin finden, was ihm nicht schon lange vertraut ist. Die „Bibliothek der wissenschaftlichen Philosophie“, in der mein Buch französisch erschienen ist, will das gebildete Publikum über den Stand der Forschung auf allen Wissensgebieten unterrichten. Ich hatte also die Aufgabe, nicht fachmännischen Lesern auf beschränktem Raum und in möglichst klarer und bündiger Form zu erklären, was das heutige Deutschland ist und wie es entstand. Das habe ich versucht, indem ich mich auf die sehr umfangreiche Literatur der deutschen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts bezog, deren allgemeine Ergebnisse ich zu einem abgerundeten Bild zusammenschloß. Ich habe im Großen und Ganzen das heutige Deutschland und sein Werden so zu schildern gesucht, wie es sich im deutschen Bewußtsein malt; ich wollte meinen Landsleuten zeigen, wie die Deutschen die Entwickelung und die heutige Größe ihres Landes auffassen und empfinden.

Unter den Gründen sekundärer Art, aus denen zwischen Deutschland und Frankreich der Zustand der Zurückhaltung oder Spannung herrscht, den die Freunde des Friedens und der europäischen Eintracht so bedauern, giebt es einen, der sich mit der Zeit wohl beseitigen ließe. Ich meine das Vorurtheil, in dem beide Völker befangen sind, daß sie einander in ihrer innersten Anlage, ihren wesentlichen Charakterzügen nicht verstehen. Die deutsche Kritik wirft uns immer wieder vor (wie ich zugeben muß, manchmal mit Recht), daß wir uns von Deutschland ein viel zu summarisches Bild machen und zwischen Vorurtheilen, die einander oft widersprechen, aber stets sehr einseitig sind, hin- und herschwanken. Die Franzosen, sagt man, haben Deutschland zuerst (nach dem berühmten Buch der Frau von Stael) fünfzig Jahre lang für das Land der Dichter und Denker, für den klassischen Boden des Idealismus und der metaphysischen Schwärmerei gehalten. Dann, nach den großen militärischen Erfolgen Deutschlands, haben sie ihre Ansicht plötzlich gewechselt und im Reich nur noch eine riesige Kaserne, das klassische Land des Korporalstockes erblickt, wo eine ärmliche Bevölkerung, die sich durch harte Arbeit auf dem unwirthlichen Boden nur kümmerlich ernähre, unter dem Druck einer eisernen Disziplin zum passiven Gehorsam und zum Waffenhandwerk gedrillt werde. Als endlich Deutschland seine wirthschaftlichen Triumphe errang, da kam wiederum eine neue Legende zur Geltung: Deutschland wurde als eine ungeheure Musterfabrik geschildert, als ein großes Handelshaus, das unter der Leitung des Kaisers durch die gewaltige Schaar seiner Gelehrten und Techniker zu Fortschritt und Reichthum geführt wird. Ich bestreite nicht, daß man in Frankreich oft zu gewissen Einseitigkeiten in der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten geneigt war. Eben so fest steht aber, daß man sich neuerdings große Mühe gegeben hat, zu einer weniger groben und gerechteren Auffassung der deutschen Entwickelung zu gelangen, ja, daß die Kundgebungen der modernen deutschen Kultur, namentlich in Philosophie, Musik oder Malerei, bei uns mit steigender Wißbegier und Antheilnahme studirt und geschätzt worden sind. Diesen neuen Geist, diesen „guten Willen“, Menschen und Dinge in

Deutschland zu verstehen, der heute in Frankreich sehr verbreitet ist, will auch mein Buch beweisen.

Paris. Professor Henri Lichtenberger.

❦

Die sexuelle Frage und das Christenthum. Werner Klinkhardt, Leipzig.

Das sexuelle Problem als Ergebniß moderner sozialhygienischer Gestaltungen hat zur Erörterung von Fragen geführt, die mehr und mehr den ursprünglich gegebenen Boden der Seuchenbekämpfung verlassen und sich in den Untiefen gesellschaftphilosophischer und religiöser Spekulationen verloren haben. Mehr als die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und die Sanirung der Prostitution beherrschen die Sexualmoral und alle mit ihr in Zusammenhang stehenden Erscheinungen und Probleme die Diskussion, nicht zum Nutzen der praktischen Aufgaben, die die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich gestellt und auch anfangs, als sie noch auf eigenen Füßen stand, zu lösen versucht hatte. Zum schärfsten Ausdruck kam der Gegensatz wohl in der mannheimer Versammlung, wo Herr Dr. Förster in seinem Referat über „Sexualethik und Sexualpädagogik" der modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hinwarf. Ich habe es in der vorliegenden Abhandlung unternommen, mit dem glühenden Apologeten der katholischen Moral die Klinge zu kreuzen, da ich den von ihm vorgezeichneten Weg für verhängnißvoll halte. Um Schlag für Schlag zu pariren, war ich gezwungen, dem Gegner auf Wegen zu folgen, die Jahrhunderte zurückliegen und sich im Dunkel der Ueberlieferung verlieren: so gliederte sich der Inhalt in zwei Theile; der eine ist der historischen Betrachtung der von Förster glorifizirten Askese und und ihrer Vertreter gewidmet, der andere der Erforschung des Ursprunges sittlicher Gefühle an sich und ihres Zusammenhanges mit den den jeweiligen Kulturstufen der Völker entsprechenden Vorstellungen. Wenn ich auf einen Standpunkt gelangt bin, der gegenüber dem von Förster eingenommenen die Lösung des Sexualproblemes, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, einzig und allein sozio- und biologischen Momenten überlassen will, so hat mich hierzu außer religiongeschichtlichen Studien die psychologische und naturwissenschaftliche Erkenntniß vom Wesen und von der Bedeutung des Sexualtriebes im individuellen wie im Gesellschaftleben geführt.

München. Dr. Julian Marcuse.

❦

Grammatik und Wissenschaft. Hannover, 1898. Dr. Max Jäneckes Verlag.

Wenn die Vertheidiger des grammatischen Unterrichtes behaupten, daß er die Schüler an wissenschaftliches Denken gewöhne, so gehen sie dabei von der Voraussetzung aus, daß die traditionelle Grammatik und damit auch der darauf beruhende Unterricht ein Produkt wissenschaftlichen Denkens sei. Da die grammatische Methode mit dieser Voraussetzung steht und fällt, ist es eigentlich merkwürdig, daß von ihren vielen Gegnern noch keiner auf den doch nahliegenden Gedanken verfallen ist, diese Voraussetzung in Frage zu stellen. Ich habe Das jetzt gethan und bin zu einem Ergebniß gelangt, das auch die erbittertsten Gegner der grammatischen Methode noch überraschen wird. Die traditionelle Grammatik entpuppt sich einer gewissenhaften Analyse als ein echtes Wahnsystem, als ein Produkt durch und durch pathologischen Denkens. Welche praktischen Konsequenzen sich mit zwingender Noth-

wendigkeit aus diesem Nachweis ergeben, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich in meiner Arbeit nicht etwa nur „Ansichten“ vortrage und mich mit keiner noch so großen Wahrscheinlichkeit begnüge, sondern Beweise bringe, wie sie strenger selbst die Mathematik nicht kennt. Um meiner Frage eine allgemein giltige Antwort zu finden, mußte ich vorher eine andere beantworten: die, wie allgemein giltige synthetische Urtheile möglich sind.

Rostock. Max Kleinschmidt.

Die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen. Ein Kollegheft. Verlag von Julius Zeitler in Leipzig.

Darf man noch eingestehen, daß man die Antike liebt? Oder verfällt man dadurch unrettbar dem Spott? Giebt es dann keine Rettung vor dem Titel eines Pedanten? Doch was kümmert mich die Meinung der Leute? Ich gestehe frank und frei, daß ich Griechen und Römer über Alles liebe. Die schönsten Stunden, die lautersten Freuden meines Lebens verdanke ich ihnen; allerdings auch viel Langeweile, viele unfruchtbare, öde Tage. Die Antike schenkt mir Leben spendende Freude, seit ich mich als genießender Mensch mit ihr beschäftige. Ich litt durch sie, so lange ich mich ihrer als Philologe bemächtigen wollte. Doch ehe ich hierher gelangte, mußte ich mit der Schule hart ringen; die griechische und römische Literatur mußte ich erst der Philologie entreißen. Ein Dokument dieses Ringens ist das Büchlein über „die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen“. Gewiß sind ihrer Viele, die einen ähnlichen Leidensweg durchschreiten: diesen jungen Leuten widme ich meine Arbeit. Vielleicht kann es ihnen helfen und sie gelangen über die Alterthumswissenschaft und ihren heutigen barbarischen Betrieb schneller zur echten Humanität. Daß ich über redlich arbeitende, talentvolle, sogar geniale Professoren, Gelehrte und Forscher, die einst meine Lehrer waren und die gewiß in bester Absicht ihr Bestes hergaben, nur Worte der Ironie oder der Verurtheilung finde, muß dadurch erklärt werden, daß ich das Buch in einem irritirten Zustand seelischer Kämpfe schrieb. In mir kämpften anerzogene, auferzwungene Lehren mit eigenster Erfahrung. Hat mein Buch irgendeinen Werth, so liegt er eben in der Aufdeckung dieses psychologischen Werdeganges, der Einen von der Schule zu sich selbst führt. Ich wollte zeigen, wie es im Kopf eines Philologen aussieht, wenn er sich plötzlich auf sich selbst besinnt und die einfachen Fragen stellt: „Weshalb treibe ich denn diese Sachen? Was will ich damit? Was wollen diese Mechaniker der Wissenschaft rings um mich herum?“ Doch habe ich außer diesem ganz persönlichen Grunde noch einen anderen, allgemeineren. Hier möchte ich einige Zeilen aus dem Buch anführen: „Ist der Philologe berechtigt, die ihm anvertraute griechische Kultur für sich und Seinesgleichen einzufrieden? Messieurs! Hellas oblige! Diese Leutchen sind die absoluten Beherrscher der Tradition; ihnen gehört die Vergangenheit. Und wie die Dinge heute stehen, ist ihnen auch die Jugend anvertraut; die Zukunft gehört ihnen.“ Ich hoffe, durch dieses kurze Citat klar gemacht zu haben, daß von solchem Standpunkt aus die schonungslose Verfolgung der Philologie und der Philologen als ein Kampf um die Kultur der Vergangenheit und für die Kultur der Zukunft seine volle Berechtigung hat.

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Der Retter.

Als im letzten Jahr etwa ein Dutzend von Selbstmorden „höherer“ Schüler bekannt wurde und in einigen Fällen auch die Anlässe dazu, da ergab Das gegen die Schule eine so harte Anklage, daß sogar die Behörden an einer Möglichkeit der Rechtfertigung verzweifelten. Deshalb wurde das in solchen Fällen beliebte und schon oft erprobte Mittel angewandt: man versprach gewissenhafte Untersuchung; und schwieg sich aus. Die regirungtreue Presse, der die immer beklagenswerthere Aufgabe zufällt, die staatlichen Institutionen und Maßnahmen in Schutz zu nehmen, war auch mucksstill. Selbst als ich der Schule sehr derbe Dinge sagte und ihr in meiner Brochure „Schülerselbstmorde“ die Hauptschuld an den häufigen Schülertragoedien zuschrieb, nahm sie Das schweigend hin. Offenbar war die Parole ausgegeben worden: „Aufsehen vermeiden! Sache totschweigen, damit sie zur Ruhe kommt.“

Ich ließ mir die gesammelten Preßstimmen zustellen. Sonderbar. Stecken Staat und Schule so harte Angriffe ohne Widerspruch ein? Oder will man dem Volke weismachen: Der Gurlitt versteht nichts von der Sache, Dem ist es nur um Sensation zu thun? Man versuchte es nicht einmal mit dem bekannten Schema: „Niedrige Anwürfe; vorbildliche Einrichtungen; höchst ehrenwerther Stand; verärgerter Nörgler; Widerlegung unter der Würde.“ Nein: man schwieg in dem Gefühl seiner Ohnmacht, in dem Bewußtsein, daß jeder Versuch einer Rechtfertigung oder Beschönigung die Sache nur schlimmer machen würde. Sogar Professor Paulsen, der in seinen letzten Lebensjahren keinen noch so geringfügigen Anlaß unbenutzt ließ, für die nun ja so glänzend reformirte Schule eine Lanze zu brechen, selbst Paulsen schwieg sich aus. Was hinter den Coulissen geschah, Das erfahren wir gewöhnlichen Sterblichen nicht. An ministeriellen geheimen Verfügungen und strengen Anweisungen der hohen Provinzialschulkollegien wird wohl kein Mangel gewesen sein. Zum Glück kam der Sommer und mit ihm kamen die Großen Ferien und bis zum Schulbeginn sind dann die Schülerselbstmorde vergessen.

Und da kam zum Ueberfluß in der Stunde der Noth auch noch ein Retter. Im weiten Deutschen Reich fand sich unter den sechzig Millionen Einer, der sich mit seiner Stahlfeder zum Schutze vor der Schule aufstellte. Zwar ging seine Verwegenheit nicht so weit, die Schule als schuldlos an den Schülerselbstmorden zu bezeichnen; aber er machte die interessante Entdeckung, daß die Hauptschuld nicht die Schule, sondern das Elternhaus und die Umgebung trage, und er empfiehlt eine Massenkundgebung der Schule gegen die Elternschaft, weil nämlich „die meisten Eltern an Größenwahn leiden, diesen auf ihre Kinder übertragen und sie dadurch in den Tod treiben. Wir haben die Pflicht“, ruft er aus, „mit aller Schärfe gegen die Eltern zu kämpfen“.

Die regirungstreuen Leute athmen erleichtert auf: endlich ein Mann, der mit tiefgehender Sachkenntniß ein besonnenes Urtheil und persönlichen Muth verbindet! Die Zeitungen, die auf ihrem Titelblatt den bekannten schlecht gezeichneten preußischen Adler haben oder das Eiserne Kreuz und daneben die beruhigende Aufschrift: „Amtliches Anzeigeblatt", brachen nun sogleich in helles Entzücken aus über diese gediegene Leistung von Artur Lewinneck (so heißt nämlich der Retter), die um den billigen Preis von fünfzig Pfennig zu erwerben und jedem Patrioten zu empfehlen ist. (Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1908.)

Jeder Mann hat das unbestreitbare Recht, sich zu diesem ernsten Thema zu äußern; also auch Herr Lewinneck. Anspruch aber auf Beachtung haben solche Veröffentlichungen nur dann, wenn sie aus einer langjährigen gewissenhaften, vielseitigen Beobachtung hervorwachsen. Das trifft für Lewinneck nicht zu: er hat sich eine Reihe von modernen Preßstimmen zusammengestellt, damit einige eigene Schulerfahrungen verknüpft und aus diesen bescheidenen Mitteln einen sehr matten Trank bereitet. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, meine Darstellung des Schullebens als falsch zu erweisen, als entstellt durch Vorurtheile und durch fanatischen Haß.

Wenn mich Jemand kontrahirt, so bin ich von meiner Studentenzeit her gewöhnt, ihn um seine Visitenkarte zu bitten und zu fragen, ob er überhaupt satisfaktionfähig sei. Ich meine Das hier natürlich im übertragenen Sinn: ob der Mann hinreichend unterrichtet und vollwerthig ist, ob es sich überhaupt lohnt, mit ihm ein geistiges Duell aufzunehmen. Der Mann will mich von oben herab behandeln, mich belehren; da darf ich wohl vorerst die Frage stellen: Wer sind Sie eigentlich, Herr Artur Lewinneck? Haben Sie überhaupt eine Höhere Schule durchgemacht? Ein Abiturientenexamen bestanden? Haben Sie praktische Erfahrungen als Lehrer und Erzieher? Sind Sie vertraut mit der sehr umfangreichen pädagogischen Literatur, auch nur des letzten Jahrzehntes? Haben Sie sich im Rath der deutschen Erzieher schon Sitz und Stimme erworben? Oder verfallen Sie nur zufällig auf diesen sensationellen und höchst „aktuellen" Stoff? Es ist vielleicht sehr ungebildet von mir, daß ich Sie nicht kenne? Vielleicht ließe sich Ihr Name schon im Kürschner oder Kleinen Meyer finden unter denen, die Anspruch auf Berühmtheit machen? Vielleicht sind Sie Schularzt? Oder auch nur als praktizirender alter Hausarzt und durch ein langes Leben wenigstens mit den Nöthen und Leiden der Schulkinder und des Elternhauses vertraut? Ich muß Das annehmen, weil ich mir nur dadurch Ihren sicheren Ton erklären kann. Sie führen meinen Namen und meine Brochure mit den Worten ein, daß ich mit „dem Brusttone der Ueberzeugung" behaupte, die Schuld liege nicht bei den einzelnen Menschen, sondern im ganzen Schul- und Erziehungsystem. Das steht auf Seite 1 und so geht es fort bis zum Schluß auf Seite 30 in einem mich belehrenden oder bespötteln-

den Ton. „Brustton der Ueberzeugung?“ Soll Das etwa heißen, daß es sich bei mir nur um den Schein der Ueberzeugung und um blinden Lärm handelt? Einen solchen Vorwurf würde ich von Keinem ertragen, am Wenigsten aber von einem Manne, der noch erst den Beweis erbringen soll, daß auch er gewillt ist, seine ganze Lebenskraft in den Dienst der deutschen Jugend zu stellen, wie ich es gethan habe und bis heute thue. Herr Artur Lewinneck ist vorlaut; und ich erwiese ihm zu viel Ehre, wenn ich seine Verdächtigungen, wie er sie gegen mich auch in der „Ostpreußischen Zeitung“ vorgetragen hat, einer eingehenden Widerlegung würdigte. Ich will den Satz, der mich beleidigen müßte, wenn er von einem Würdigeren ausgesprochen würde, nur hierher setzen, um ihn damit abzuthun: „Ich bin fest überzeugt, daß mit mir alle Diejenigen, die nicht in Vorurtheilen befangen sind und kein Interesse haben, lediglich der Schule Eins auszuwischen, sondern ausschließlich das Interesse der Jugend im Auge haben, sich unter keinen Umständen auf Gurlitts Standpunkt stellen werden.“ Gesinnung recht schlecht; Stil entsprechend schwach.

In der selben Zeitung war eine unbekannte Größe (sie nannte sich selbst y) mit gleich persönlichen Argumenten gegen mich aufgetreten: bei Seite geschobener und verärgerter Schulnörgler. Ich blies dieses y mit einem Hauche fort, wie man ein Staubfäserchen von dem Aermel seines schwarzen Tuchrockes wegbläst. Statt des y tauchte dann wieder eine mir unbekannte Größe „die Redaktion“ auf und Herr Artur Lewinneck mit seinen Spitzen, die meine eigenen pädagogischen Mißerfolge bloßstellen sollten. Einflüsterungen hinter dem Vorhang her. Soll ich den Vorhang lüften? Ich denke, man macht es lieber wie Hamlet, sticht aufs Gerathewohl hinein mit dem Ruf: „Tod einer Ratte!“

Ich muß immer von Neuem darüber staunen, wie sehr es meinen Gegnern an Kenntniß der Schule, ihrer Ansprüche und vor Allem an Kenntniß der Jugend mangelt. Als ich Lewinnecks Broschure las, summten mir beständig die Verse unseres Meisters Wilhelm Busch um die Ohren: „Dieses aber ist, so zu sagen, Taubenmist.“ Er stellt allen Ernstes die Forderung: „Man schließe jeden Schüler vom weiteren Besuch der Höheren Schule aus, der nicht nach einem Jahr den Anschluß an die höhere Klasse erreicht hat, mit Ausnahmen natürlich, zum Beispiel: in Krankheitfällen. Man gehe mit rücksichtloser Strenge vor.“ Kein Wort ist zu hart, diesen Vorschlag gebührend zu brandmarken. Die Schule würde dann vollends zum Zuchthaus werden; die Schülerselbstmorde sich vervielfachen. Lewinneck ist eben noch echt spießbürgerlich von der unfehlbaren Trefflichkeit unserer Schulen und Lehrer durchdrungen. Er weiß nicht, daß es gerade die stärksten und besten Geister sind, die sich eine solche Gängelung nicht bieten lassen. Er meint noch immer, daß die Schulen der wahre Maßstab für Intelligenz seien. Kennt offenbar nicht die Vorträge vom Geheimen Hofrath Ostwald in Leipzig über die Mißerfolge, die unsere Schule

an den hervorragendsten Bahnbrechern unserer Naturwissenschaft zu verzeichnen hat. Ich empfehle ihm auch die Lecture meines im Berliner Tageblatt erschienenen Aufsatzes „Ueber die Werthung des Talentes" oder über den berühmten verstorbenen münchener Philologen und Paläographen Professor Ludwig Traube, der in Unterprima eines Gymnasiums sitzen blieb, dabei aber nach Zeugniß seines Direktors unter etwa viertausend Abiturienten mit einem Zweiten das größte philologische Ingenium war. Ich will nicht verrathen, wie oft mein Bruder Cornelius hacken blieb, wie oft ich selbst, bin aber weit davon entfernt, unsere Intelligenz tiefer einzuschätzen als die jener Lehrer, die uns damals sitzen ließen. Die Mehrzahl von ihnen gehörte zu den geistig Armen, denen der Herr das Himmelreich versprochen hat, und keiner hat es annähernd zu einer geistigen Produktivität gebracht wie mein Bruder Cornelius, der kraft seines gesunden, eingeborenen künstlerischen Instinktes die geist- und witzlose Abrichtung in der Grammatikerschule einfach ablehnte. Auch der sonst so kluge Leo Berg forderte strenge Schulen, damit nicht jeder Esel Anspruch auf Staatsanstellung mache. Ja, war denn der verehrte Herr der Meinung, daß das bisher herrschende Schulsystem die Esel von der Staatsanstellung ausschließe? Hat der gescheite Mann den Wahn auch mit ins Grab genommen, daß das Abiturienten-Examen oder die Titel der Referendare, Assessoren, Doktoren und Geheimräthe einen geistigen Hochstand garantiren? Man muß die Menschen nicht für Das nehmen, für was sie sich ausgeben. Unsere Schulen sind mehr und mehr eine Heimstätte für geistiges Mittelmaß geworden; am Besten gedeihen in ihnen die indifferenten, stumpfen Geister, die kein starkes Eigenleben haben. Sie nehmen ihr Futter aus jeder Schüssel und gedeihen bei jeder Kost. Stellt man sie dann auf eigene Füße, so wissen sie nicht, was sie mit sich anfangen sollen; in dieser Verlegenheit wird der Mensch bekanntlich Jurist, falls der Vater dazu Geld genug hat, im anderen Fall Philologe oder Theologe. Wenn nach Lewinnecks Vorschlag alle die Schüler abgestoßen würden, die einmal im Schulleben das Klassenziel nicht erreichen, so würde Das vielleicht das allersicherste Mittel sein, die Oberklassen von dem störenden Elemente der Genialität zu säubern. Man sollte dann die Schulen aber auch ehrlich als Beamten- oder Kanzlistenschulen bezeichnen und schon bei der Aufnahme den Eltern sagen, daß sie ihre Kinder nicht in freie Bildungsstätten, sondern in Erziehungskasernen geben, wo ihnen das geistige Wachsthum (vielleicht etwa auch das körperliche?) zur bitteren Pflicht gemacht werde.

Ein Zweites, das ich meinen Gegnern vorzuwerfen habe, ist die Unkenntniß der Schülerpsyche. Lewinneck und Andere glauben, besser als ich zu wissen, was jene armen Schüler in den Tod trieb. Wenn sie nur über reichere Erfahrung als ich verfügen wollten! Sie nehmen mit Unrecht an, daß der Selbstmord in der Regel die Folge von Verzärtelung und moralischer Schwäche

sei, und machen mir den Vorwurf, daß ich diesen „widerstandlosen Treibhauspflänzchen" noch das Wort rede. Das ist Alles verkehrt. Ich sage mit Goethe: „Ein Jeder muß sich wehren, wie er kann, vom Knaben auf, so wird zuletzt ein Mann." Denn (auch Das ist ein Goethewort) „Leben heißt sich wehren". Ich habe nicht zum Spaß meine „Erziehung zur Mannhaftigkeit" geschrieben und habe mein Lebtag den Kindern in Schule und Haus gesagt: „Jungens, laßt Euch kein Unrecht gefallen!" Und danach habe ich selbst mein Leben lang gehandelt. Ich bin (meine Gegner machen mich noch zum Renommisten) niemals einem Feind ausgewichen, weder mit der Waffe noch mit der Feder oder dem Wort. Aber ich habe tausendfach an den Schülern und an meinem eigenen Lebensgang erfahren müssen, daß in unserem gesegneten Deutschland der Muth dem Menschen gar nichts nützt. Wir haben es ja in unseren staatlichen Institutionen immer nur mit unsichtbaren Mächten, mit Paragraphen, Satzungen, Verfügungen zu thun, nie mit persönlichen Gegnern, denen man ins Auge sehen und mit denen man seine Kräfte messen könnte. Ich bin aus meinem Dienst hinausgedrängt worden und habe nie einen persönlichen Feind zu sehen bekommen. Alle behaupteten, mir wohlzuwollen, und strecken mir die Freundschaftpratze entgegen. Greift man nach Gegnern, so greift man in die Luft. Und gerade so geht es unseren Schülern: vor Menschen fürchten sie sich nicht; sie fürchten sich nicht einmal vor dem Tode. Wenn ein Krieg ausbricht, da will Keiner im Schulzimmer zurückbleiben. Vor die Wahl gestellt, ob sie gegen Turkos und Zuaven anlaufen wollten, die Düpplerschanzen und die Höhen von Spichern stürmen oder lieber in Unterprima zurückbleiben, griechische, lateinische und mathematische Prüfungarbeiten schreiben, war ihr Entschluß schnell gefaßt; die angeblich willensschwachen, verzärtelten Knaben würden, wenn es ihnen frei stände, ihrem Lehrer eine Forderung auf dreimaligen Kugelwechsel zustellen, wenn sie sich dadurch den Aufstieg in höhere Klassen erkämpfen könnten. Ich kenne persönlich junge Selbstmörder und weiß von ihnen aus Briefen, Das heißt: von jungen Leuten, die als Schüler vereitelte Selbstmordversuche gemacht haben. Ich kenne die seelischen Leiden und den ganzen geistigen Zustand der verzweifelten jungen Leuten deshalb so gut, weil einige lange Zeit meine Schüler waren, andere sich mir in ausführlichen Briefen über die Motive ihrer That ausgesprochen haben. Die Impulse sind mannichfach. Bret Harte sagt sehr richtig: „An der Jugend ist nichts berechenbar außer ihrer Unberechenbarkeit." Das gilt vor Allem für die Zeit der Pubertät. Deshalb bedürfte die Jugend viel größerer Körper- und Nervenpflege, damit sie solchen seelischen Krisen gewachsen sei. „Aber wo bleiben da die kleinen Verba auf mi, sehr verehrter Herr Kollege?" Ich muß, um meinen Worten Ueberzeugungskraft zu geben, einige Indiskretionen begehen. Ein Student schrieb mir in diesem Sommer: „Ich sollte durch Nichtversetzung nach Oberprima zum Abgang von

der Schule gezwungen werden, und zwar der Mathematik wegen. Als ich mein Schicksal erfuhr, bestürmte ich meinen Vater zum letzten Male, mich frei zu geben. Ich wollte mir mein Leben nach eigenem Wunsch und Willen bauen. Als alle Vorstellungen vergeblich waren, stürzte ich mich in jähem Impuls auf die Waffe!" Und nun der Beweis, daß dieser junge Mann, der damals gerettet wurde, kein Schwächling ist; er schreibt: „Hoffentlich wird ein Mensch aus mir, der, mitten im Lebenskampf stehend, seine Kräfte regen muß auf Tod und Leben. Ich liebe den Kampf um des erhofften Friedens willen. Jedenfalls werde ich alle meine Kräfte daran setzen, um, sei es vom Katheder aus oder als Schriftsteller, künftigen Generationen gleiche Schulleiden zu ersparen. Ihnen wollte ich durch diese Mittheilung, durch meinen Aufschrei gegen Schulsklaverei neue Rechtfertigung für Ihren Lebenskampf geben."

Immer wieder muß ich die nichtige Frage hören: Was würde aus so schwächlichen Naturen werden, wenn sie am Leben blieben? Ich weiß es nicht in der Mehrzahl der Fälle, weiß es so wenig wie sonst irgendein Mensch. In den vereinzelten Fällen aber, die eine Antwort zulassen, spricht sie zu meinen Gunsten. Ein kleiner Schüler von mir, Offizierssohn, zart und schwächlich, von dem Vater viel zu streng auf die Schule verpflichtet, obgleich ich, als Klassenlehrer, immer zu Nachsicht und Geduld rieth, konnte nur im letzten Moment vom Todessprung aus dem Fenster gerettet werden. Nach etwa zwanzig Jahren traf ich den Vater wieder. Meine erste Frage: „Nun, und Ihr Herr Sohn?" „Prächtiger Mann geworden, höherer Beamter, verheirathet, schon einen reizenden Jungen!" Neulich stellte sich mir ein Greis vor, der als junger Schüler Selbstmord versucht hatte; er war auch nicht der Meinung, daß er durch seinen Selbstmordversuch den Beweis moralischer Schwäche geliefert habe. Dieser hatte mit der Schule gar nichts zu thun, entstand nur aus der völligen Unfähigkeit eines Dreizehnjährigen, die Bedeutung der gefürchteten Strafe und den Werth des Lebens richtig gegen einander abzuschätzen. Auch Schiller stand als junger Mensch vor der Frage: Sein oder Nichtsein; und die Lebenswage schwankte in seiner Hand; war er deshalb ein Schwächling, das Produkt verweichlichter Erziehung? Soll man wirklich die Eisenbartmethode ernst nehmen, daß man solchen „sentimentalen Jünglingen" getrost die Pistole in der Hand lassen dürfe; an jungen Leuten, die zum Selbstmord fähig wären, verlöre die Welt nichts?

Ich möchte wissen, wie viele Schülerselbstmorde vorkommen müßten, ehe die Erkenntniß allgemein wird, daß unsere Schulerziehung reformbedürftig ist. Dr. med. Georg Liebe erzählt in seinem schönen Aufsatz „Ueber Unterricht im Freien", daß er und seine Mitschüler in der Haft des Gymnasiums mit Selbstmordgedanken gespielt haben. Prediger Dr. Mauritz erzählte mir, zwei seiner Klassenschüler hätten sich das Leben genommen und Das sei ihm und den Anderen erklärlich und wohlberechtigt erschienen. Es ist also nicht wahr,

wie schon diese zwei Beispiele lehren, daß Schulkonflikte und Schülerselbstmorde erst eine moderne Krankheit seien, daß wir Väter und Großväter den Zwang der Schule freudiger getragen haben.

Auch die Eltern haben Schuld. Das weiß ich so gut wie jeder Andere und habe es nie verschwiegen oder geleugnet. Habe oft genug darunter gelitten. Da war eine Mutter, die, am Krankenbett ihres Säuglings, sich im Gebet verpflichtet hatte, den Knaben, wenn er errettet würde, Prediger werden zu lassen. Er wurde gerettet und durch seinen rührenden Fleiß, frommen Eifer und seine mangelnde Befähigung für ein wissenschaftliches Studium ein wahres Herzeleid seiner Lehrer. Ich weiß vor Allem aus vielfacher ärgerlicher Erfahrung, daß Kanzleiräthe und andere Subalternbeamte, die es vom Unteroffizier bis zum Bureaudienst gebracht haben, und deren Gattinnen, mit ihrem ehrenwerthen, als Dienstmädchen beginnenden und als Frau Geheime Rechnungrath schließenden Lebenslauf, nichts heißer ersehnen, als ihren Sohn in die höhere Beamtenkarriere aufrücken zu sehen. Wer sein Lebtag unter der Anmaßung alter und selbst junger höherer Beamter gelitten hat und trotz tüchtiger Fachkenntniß, trotz gewissenhafter Amtsführung nie über den Zustand eines höheren Bureauschreibers hinausgekommen ist, Der verzichtet auf die Cigarre und auf sein Glas Bier, um nur ja sein Kind vor gleichem Los zu bewahren. Wer in Deutschland nicht studirt hat, nicht aktiv war in irgendeinem Corps, nicht mit so und so vielen Papieren und Beziehungen aufwarten kann, Der gilt nicht für voll. Ueberall, bei allen Behörden, sogar schon in Kaufmannsgeschäften sind zur Aufnahme Zeugnisse der oberen Mittelschulklassen erforderlich. Man rühmt mit lautem Mund den starken Bildungtrieb des deutschen Volkes und im selben Athemzug macht man billige Witze über den irrig geleiteten Ehrgeiz der braven Mutter, die ihren Sohn einfach Schuster werden lassen solle, wenn es mit der Juristen- oder Offizierslaufbahn nicht geht. Handwerk habe ja goldenen Boden. Ja, frage ich, geben denn die Herren Gymnasialprofessoren selbst solchen bethörten Eltern das gute Beispiel? Kämpfen nicht auch sie verzweifelt mit ihrem unfähigen Sohn um die Berechtigungscheine? Ist nicht Allen der schöne Roman bekannt, wo der Gymnasialprofessor nur durch den Heldentod seines Sohnes über das Schicksal getröstet werden kann, daß er, für das Gymnasium unfähig, ein Realgymnasium, eine sogenannte Idiotenanstalt, besuchen mußte? Und wie oft trifft man wohl einen ehrbaren Handwerker an der Festtafel des Gymnasialdirektors? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß unsere Schule erst den Standesdünkel züchtet und durch das unsälige Berechtigungwesen großzieht, dann aber über die Bemühungen spottet, diese Standesschranken zu übersteigen? In England und Amerika giebt es deshalb keine Schülerselbstmorde, weil es dort keine Einjährigenprüfung und keine solche Hochachtung vor den Schulzeugnissen giebt.

Dort schaut man sich den ganzen Menschen an und pfeift auf seine papers. Ein Sitzenbleiben der Schüler, in Deutschland eine Familienkatastrophe, ist in England nichts. Ich war Zeuge eines Zwiegespräches, in dem sich Folgendes abspielte. Der Vater stellte mir über Tisch seinen halberwachsenen Sohn mit der Bemerkung vor, daß er in einem Monat die Schule verlassen werde. Darauf der Sohn: Nein, Vater, ich bleibe noch ein halbes Jahr länger auf der Schule!" „O why, me dear?" „Ich dachte, es ist besser, wenn ich noch ein Halbjahr bleibe." „O! All right." Schluß. So behandelt man Dergleichen in England. Bei uns rauft sich die Mutter die grauen Haare, der Vater knurrt einen Monat lang und der Sohn überlegt sich, ob er ins Wasser springen oder Cyankali nehmen soll.

Und nun kommen die Besonnenen und stellen das Thema der Doktordissertation: Wer ist schuld? Vor Allem müssen natürlich Erhebungen gemacht werden. Natürlich; daß wir auch daran nicht gedacht haben! Gewissenhafte, amtliche Erhebungen: und dann wird sich natürlich herausstellen, daß die Schule keine Schuld trifft, die Eltern aber schwer mit dem Vorwurf zu belasten sind.

Die besten Schriftsteller der Gegenwart sind gegen unsere vom falschen Geist und falschen Ehrgeiz geleiteten Schulen aufgezogen. Ihnen zur Seite kämpfen die Aerzte und Schulhygieniker. Der Kampf gegen den Gedächtnißkram in den Schulen nimmt immer größere Dimensionen an, weil wissenschaftlich festgestellt ist, daß durch eine falsche Belastung des jugendlichen Gehirnes geistige und seelische Störungen entstehen müssen. Kennen denn jene Schultyrannen und ihre auf Kosten der Jugend so forschen Bundesgenossen die Stellung des berühmten Psychiaters August Forel zur geistigen Arbeit unserer Schüler? Ich gebe einige Sätze aus seiner Schrift „Die Hirnhygiene der Schüler" (Wien 1908) wieder, weil dadurch das ganze windige Gerede meiner Gegner widerlegt wird. Er schreibt: „Die Schule gleicht vielfach einem kleinen Zuchthaus oder einer Strafanstalt für Kinder. Statt die Kinder anzuziehen, thut man Alles, um sie davon abzustoßen: Prügelstrafe, Strafe, Strafe, Strafe und immer wieder Strafe. Dazu Pensa, Hausaufgaben und oft religiöser Glaubenszwang. Verbote umgeben den Aufenthalt in diesem Kinderzuchthaus. Das und Das darf man nicht. Hier und dort darf man nicht gehen. Dieses und Jenes darf man nicht sagen! Lauter Negationen der Lebensfreude und der Freiheit."

Wenn Forels Zeugniß nicht genügt, so studire man die von dem bekannten Pastor Steudel in Bremen unter dem Titel „Arzt und Schulbetrieb" herausgegebene Brochure, in der sich viele Aerzte, darunter auch Geheimrath Cramer in Göttingen und der Vorsitzende des Deutschen Vereins für Schulgesundheitpflege, Professor Griesbach, auch heute noch eine geistige Ueberbürdung unserer Schüler behaupten und deshalb Kürzung der Arbeitzeit verlangen.

Man nehme Das nicht allzu leicht, denn gerade Griesbach wird von allen Sachverständigen als Autorität auf diesem Gebiet anerkannt. Dr. Ernst Kraepelin, Spezialforscher auf dem Gebiet der geistigen Ermüdungerscheinungen, Verfasser der Schriften: Geistige Arbeit, Zur Hygiene der Arbeit, Zur Ueberbürdungsfrage, Die Arbeitkurve, nennt den Professor Griesbach auf diesem Gebiet die größte Autorität und behauptet in Uebereinstimmung mit ihm, daß „kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener ohne Gefahr für seine Gesundheit tagein, tagaus geistig so lange zu arbeiten im Stane bist, wie es der heutige Höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheischt." Steudel theilt auch das abschließende Urtheil seines Gewährsmannes, das dahin lautet: „So viel steht fest, daß ein derartiger Unterrichtsplan nicht von den Grundsätzen einer geistigen Hygiene durchdrungen und nur dann durchzuführen ist, wenn die Schüler von ihrem unveräußerlichen Naturrecht der Unaufmerksamkeit den ausgiebigsten Gebrauch machen." Beruft man sich aber darauf, daß doch so Manche die Schule durchlaufen, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden, so erwidert Kraepelin: „Die Schule ist keine Versuchsanstalt für Kraftproben darüber, wie viel ein widerstandfähiger Knabe unter Umständen ertragen kann; sie hat auch schwerlich die Aufgabe, in bitterem Kampf mit Hochdruck die möglichst vollkommene Ausbildung jener kleinen Hilfsmittel zu erzielen, welche dem findigen Schüler zur passiven Abwehr des Arbeitzwanges zu Gebote stehen." „Wenn in der höchsten Schulbehörde unseres größten deutschen Staates noch so wenig Verständniß für die Grundbedingungen geistigen und körperlichen Gedeihens unserer Jugend herrscht (wie Kraepelin nachweist), wird man sich schwerlich vertrauensvoll dahin bescheiden dürfen, daß in der Schulerziehung unserer Kinder längst Alles aufs Beste bestellt sei." (Steudel.)

Nimmt man dazu noch die Populäre Psychiatrie, die Dr. Schäfer jüngst veröffentlicht hat (Würzburg, Stubers Verlag) und den vom Dr. Hennig in der „Umschau" geführten Nachweis, daß die von uns geforderte Schulreform immer stärkeren Zuwachs an Kampfgenossen findet, so braucht man sich über die laienhaften Ausführungen des Herrn Artur Lewinneck nicht zu beunruhigen. Sie werden den nothwendigen Fortschritt nicht aufhalten.

Herr Artur Lewinneck ist mir vielleicht noch dankbar, daß ich ihn in die „Zukunft" und damit in die deutsche Literatur gebracht habe. Meine Absicht war so freundlich nicht: ich wollte ihm seinen Namen festnageln, wie der Bauer eine Fledermaus an sein Scheunenthor anschlägt. Ich sage es ihm „im Brustton der Ueberzeugung", daß ich mit Seinesgleichen nichts zu schaffen habe. Der Kreuzzeitung aber und allen amtlichen Anzeigeblättern meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem Retter und Kampfgenossen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berliner-Theater-Anzeigen





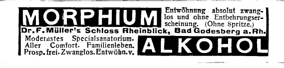
Geschäftliche Mitteilungen.

Neues Montage-Reglement bezeichnet sich das kleine Werk, welches uns dieser Tage zuging und gewiss allgemein Anklang findet, da es uns mit den Neuerungen auf dem Gebiete der **Multiplex-Gasfernzünder** vertraut macht. Es dürfte bekannt sein, dass Gasbeleuchtung durch Verbindung mit Multiplex-Fernzündern, bei wesentlich geringeren Kosten, alle Bequemlichkeiten des elektrischen Lichtes gibt. Die **„Multiplex“** Intern. Gaszünder-Ges. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 22 a, installierte Gasfernzünder in Schlössern, Kirchen, Schulen, Turnhallen, Markthallen, Feuerwachen, Villen, Hotels etc. und auch die automatische Gas-Nachttreppenbeleuchtung bewährt sich bestens. Das Montage-Reglement wird auf Wunsch Interessenten gratis zugesandt.

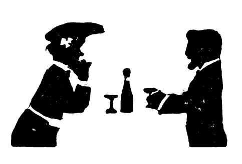
Seelenverständnis. Nur gebildete Menschen verstehen die allen Glauben übersteigende Anziehungskraft der zu froher Lebensbetätigung aneifernden Werke wie der Charakteranalysen von P. P. L. Schon seit 1890 gibt P. P. L. briefliche Charakterbeurteilungen von tieferer Bedeutung **nach eingesandten Handschriften.** Mit „Auskünften“, „Deutungen“ etc. hat die durchaus vornehme Praxis nichts gemein. Durch hochwillkommene Winke für das eigene Leben sind diese Seelenstudien ein Talisman für Unbefriedigte geworden. Viele sind ja Gesellschaftsmenschen comme il faut, aber ihrem persönlichen Leben fehlt der Reiz, ihrem Heim die Wärme, ihrer Unterhaltung die freudige Sympathie. Sonst liebe prächtige Freunde — aber sie fühlen, dass sie die in ihnen doch vorhandenen guten Eigenschaften nicht in gegenseitig angenehm beeinflussender Weise zur Geltung bringen. Und viele sind unzufrieden miteinander, weil sie sich gegenseitig nicht kennen und doch beherrschen wollen. Den Weg zum wohltuenden Gleichgewicht, zum rechten Sichverstehen zeigen die Charakteranalysen von P. P. L. Diese Arbeiten wirken auf gebildete Menschen mit der frischen Kraft eines seltenen mitreissenden Erlebnisses. Prospekt über tiefgreifende Wirkungen kostenlos. Anfragen wegen simpler Deutungen und dergleichen können nicht berücksichtigt werden. Marke für Rückantwort wolle nicht beigefügt werden. Für Menschen, die ein Bedürfnis nach Erkenntnis, nicht der Kitzel der Sensation treibt, sei hier die Adresse vermerkt: P. Paul Liebe, Schriftsteller und Phychographologe in Augsburg I.






MORPHIUM
Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.
ALKOHOL


BAD PISTYAN
BEI GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE
Wegen milder Witterung
besonders für Winterkuren empfohlen.
Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau
Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.
Berlin W., Friedrichstrasse 73.
Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.